

VATER, O VATER!

horst v. rothmar · Vater, o Vater

Freundschaft die von
Gott verliehen ist wie
häufig, wie mißwerden,
da aber hat sie auch
Bestand.

Herzlichst
Dein
[illegible]

3. 10. 57

Die Titelzeichnung wurde von Charles Hartlieb entworfen

Meinen Freunden und Bekannten
und besonders meinem Freund
Dieter Thomas Heck gewidmet.
horst v. rothmar

Vorwort

Es gibt im Leben Situationen, in denen man etwas sagen muß aus Pflicht oder Nächstenliebe und sich trotzdem verpflichtet fühlt, eine Bitte um Entschuldigung anzufügen. Warum eine Entschuldigung, wenn man seine Pflicht tut? Sicherlich, weil man sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlt und denkt, jemand anders könnte das viel besser.

Wenn man Gedanken über das Vaterunser aufzeigt, oder etwas darüber schreibt, ist immer eine Entschuldigung angebracht. Wir sind zu schwach, um das Gebet des Herrn in seinen Tiefen zu erklären, schon gar nicht kann man ihm etwas hinzufügen. Man darf sich auch nicht erdreisten und seinen Mitmenschen sagen: „Ich habe es besser verstanden als du." Woher wollte man das wissen? Deshalb ist eine Entschuldigung angebracht. Sie soll anzeigen, daß der Verfasser dieser Zeilen lediglich ein paar Gedanken mitteilt, die ihm beim Vaterunser gekommen sind.

VATER, O VATER

---

horst v. rothmar

Inhaltsverzeichnis

Unser Vater

Bei all den großen Problemen in Afrika und den unterentwickelten Ländern gibt es ein großes Problem, was tun wir für die Waisenkinder?

Bei primitiven Völkern ist das Leben des Einzelnen noch nicht sehr geformt. Er lebt das Leben der Gemeinschaft mit, ohne viel persönliche Prägung. Andererseits sorgt die Gemeinschaft, Clan und Sippe, für die Mitglieder. Die Familie spielt in dieser einfachen Gesellschaft noch keine große Rolle. Darum ist es auch keine Katastrophe, wenn ein Kind Vater und Mutter verloren hat. Es hat den Familienzusammenhang verloren, nicht aber die Geborgenheit in der Sippe. Kommt eine neue Zeit für Afrika und die unterentwickelten Völker, in der die Primitivgesellschaften ihre Bedeutung verlieren, dann tritt an ihre Stelle die Familie. Ehe über die Familie hinaus ein neuer größerer Verband sich des Waisenkindes annimmt, haben wir das sogenannte Waisenproblem, die Kinderkrankheit einer neuen Zeit.

Wenden wir diese Einzelerfahrung auf die Welt im großen an. Bei den abendländischen Völkern hat sich das Individuum ungeheuer entwickelt. Hauptschuld daran trägt die Schulbildung. Heute lernt der Volksschüler mehr als in früheren Jahrhunderten der Universitätsstudent. Die Folge ist ein wacheres Selbstbewußtsein beim Einzelnen, die Entdeckung der Eigenwerte, die in jedem Menschen schlummern. Vom Standpunkt der Menschenwürde aus, ist es bestimmt ein Fortschritt, daß all die wunderbaren Anlagen, die der Schöpfer in den Einzelmenschen gelegt hat, immer mehr zur Entfaltung kommen. Diese Entwicklung hat allerdings auch eine Kehrseite. Der Mensch hat eigene Wünsche, die nicht immer mit den Wünschen seiner Mitmenschen übereinstimmen. Der Mensch möchte selbstverständlich sein Schicksal gestalten: er wird eigenwilliger; er wird vielleicht sogar selbstsüchtig, und die Gemeinschaft droht auseinanderzufallen.

Darüber klagen heute unsere Familien, daß schon der junge Mensch sich nicht mehr beugen will und selbständig werden will. Darüber klagen diejenigen, die mit wachem Blick die Entwicklung unserer abendländischen Völker beobachten. Man hat Heilmittel versucht. Die einen sagen: Laßt doch jeden auf seine Art sich entwickeln und laßt jeden nach seinen Anlagen und Kräften sich entfalten, dann werden sie auf die Dauer sich doch wieder finden. Man nennt das Liberalismus. Nur vergaß man hier, daß eine solche

Parole auf die Dauer dasselbe ist wie Recht der Stärkeren. Andere wieder sagten: Zwingt sie in eine neue Gemeinschaft. Schafft das Eigentum ab. Lenkt die Produktionen. Sie werden eine Zeitlang meutern und dann entdecken, daß es sich in der neuen Gesellschaft besser leben läßt. Man nennt das Kommunismus und vergißt, daß der Mensch, gerade der mündige Mensch, der denken gelernt hat, sich auf die Dauer nicht vergewaltigen läßt. Ein Rückschritt in die Primitivität, wenn auch auf einer anderen Ebene, ist nicht möglich. Wieder andere wollten, daß man dem hochentwickelten Individuum noch zusätzlich die neue Gesinnung der Kameradschaft, der Kollegialität, des Bewußtseins der Abhängigkeit voneinander einpflanze. Man nennt das Sozialismus und vergißt, daß man Gesinnung nicht befehlen kann. Man hat eine Lösung auf politischem Gebiet versucht, indem man sagte: Nachdem sie einmal mündig sind, laß sie selbst verantwortlich mitentscheiden in den großen Fragen, die das Schicksal der Völker ausmachen, Demokratie, und hat vielleicht manchmal vergessen, daß Demokratie ein Ziel ist, zu dem die Einzelnen reifen müssen. Andere verzweifelten, daß der Mensch dahin reifen könnte, und versuchten den entgegengesetzten Weg, die Diktatur. Sie haben üble Erfahrungen mit Diktaturen machen müssen.

Wir lächeln keineswegs über diese gigantischen Versuche, eine kranke Zeit zu heilen, sondern wir sagen höchstens: Wir hoffen, daß es sich um Kinderkrankheiten handelt, über die die Völker hinauswachsen. Als Christen haben wir allerdings ein Heilmittel für die kranke Zeit, oder wie wir es in unserer Sprache nennen, eine Lösung = Erlösung. Das Stichwort heißt: Vater. Christus hat uns den Weg gezeigt, als er sagte: „So sollt ihr beten: Unser Vater." Jedes Kind sagt in einem anderen Ton das Wort: Vater. Vielleicht verschüchtert, vielleicht vertrauend, vielleicht ehrfürchtig. Jedes Kind bewahrt seine Eigenart. Und doch sagen alle zusammen: Vater – und finden in diesem Wort ihre Gemeinsamkeit. Vater-Vertraulichkeit, Achtung, Treue, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, so war früher das Bild vom Vater geprägt. Vater heißt aber auch zunächst einmal Quelle des Lebens. Wohl die erste religiöse Erfahrung, die wir in Kindertagen gemacht haben, war die, daß man uns erzählte vom „Schöpfer des Himmels und der Erde". In einer Art, wie sie unserer kindlichen Auffassungsfähigkeit entsprach, haben sie uns erzählt, daß Gott die Sterne, die Sonne, die Erde gemacht habe; daß er die Pflanzen wachsen lasse; daß er Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter dem Menschen schenke;

daß der Schöpfer alles im Dasein erhalten müsse; daß auch wir unser Leben irgendwie diesem Schöpfergott verdanken. Die Form, wie man uns sagte, war vielleicht kindlich. Der Inhalt aber bleibt gültig, ist evident. Keine Forschung, keine Wissenschaft hat die Erkenntnis überholt, daß Gott der Schöpfer und Erhalter ist.

Wenn man will, kann man Gott aus diesem Grunde „Vater" nennen, den Ursprung unseres natürlichen Seins, unseres natürlichen Lebens. Wenn allerdings Jesus Christus uns auffordert, zu Gott „Vater" zu sagen, dann meint er nicht die Beziehung „Schöpfer – Geschöpf". Er wollte uns doch etwas ganz Neues bringen, eine neue frohmachende Erkenntnis. Gelegentlich sprach er von Wiedergeburt. Er wollte sagen, der schon existierende, der schon einmal geborene Mensch wird noch einmal geboren zu einem neuen Leben. Dieses neue Leben kommt unmittelbar aus Gott und ist ein Geschenk, das über alles hinausgeht, was Menschen erwarten oder gar vom Schöpfer-Gott fordern könnten. Es ist ein Leben, das auf Erden niemals feststellbar ist, auch nicht aus dem Benehmen und Verhalten der besten Menschen. Es ist ein Leben, an das man glauben muß. Wir haben dafür einen eigenen Namen: Heiligmachende Gnade.

Dieses Leben ist zerbrechlich und stark zugleich. Stark, weil es jedem fremden Zugriff entzogen ist. Diktatoren und Mörder können uns das natürliche Leben nehmen; dieses aus Gott geschenkte Leben nicht. Der Tod kann einen Schlußpunkt setzen hinter das natürliche Leben; das Leben der Gnade beendet er nicht. Es ist zerbrechlich, weil der Einzelne es verlieren kann trotz robuster Gesundheit und bester Pflege.

Hier scheiden sich die Geister. Entweder wir glauben oder wir glauben nicht. Beweisen läßt sich hier nichts. Der Mensch mit dem neuen Leben darf zu Gott „Vater" sagen. Er hat die Aussicht, daß er einmal heimkommen darf zu diesem „Vater" und bei ihm alle Vergänglichkeit überwinden, alles Leid hinter sich lassen, alles Einstweilige abstreifen darf, um in jenem Zustand einzugehen, für den wir das Wort „Verklärung" und „Ewiges Leben" geprägt haben.

„Vater" – das heißt Liebe und Güte. Nie spricht der Mensch mehr vom Brot, der ganz gewöhnlichen täglichen Nahrung, als in Zeichen des Hungers. Denn man spricht nur von dem, was Mangelware ist, nicht von dem, was man im Überfluß zur Verfügung hat. Nie hat man so viel von Liebe und Güte gesprochen wie in unseren Tagen, besonders von Liebe. Mindestens jedes zweite

Filmplakat enthält das Wort Liebe. Jeder Roman, jede Kurzgeschichte dreht sich um das Thema Liebe, mit wenigen Ausnahmen. Junge Menschen meinen in ihrer Naivität, das Leben drehe sich überhaupt nur um die Liebe. In Wirklichkeit ist Liebe Mangelware geworden, weil die Menschen gieriger und rücksichtsloser wurden. Das Wort Liebe hat der Mensch vergewaltigt, er hat ihm einen anderen Sinn gegeben. Er versteht heute unter Liebe Befriedigung seines Egoismus, seiner Selbstsucht, seiner Gier. Dabei bedeutet das Wort Liebe ein Schrei nach etwas, was der Einzelne kaum mehr kennt, kaum mehr erfährt.

Noch weniger werden die Völker beherrscht von Liebe. Wir warten doch nicht in einer atemberaubenden Spannung auf das Ergebnis der Uno-Gipfelkonferenz über Krieg oder Frieden im Libanon, weil wir glauben, daß sich da Menschen in echter Sorge begegnen, um das Schicksal ihrer Völker zum Guten zu lenken. Es mögen welche darunter sein, denen es darum geht, denen es um Menschlichkeit, um das Glück der Menschen und nicht um die Politik, nicht um politische Machtverhältnisse geht. Aber anderen geht es bestimmt ums Gegenteil. Da brauchen die eingeschüchterten Völker die Botschaft, daß über allen einer steht, der sie liebt und der sie lenkt in Liebe. Echte Liebe aber hat immer einen Zug von Herbheit an sich, weil sie im Geliebten nicht das Spielzeug sieht, sondern einen, den man ernst zu nehmen hat.

Da ging vor einigen Jahren ein Film über die Leinwand „Glocken von Nagasaki". Das Schicksal jenes Gelehrten, den das heidnische Japan zum Nationalhelden erklärte, obwohl er Christ war. Dr. Nagai hat durch die Atombombe Heim und Frau verloren. Er selber liegt zu Tode krank und kann die Wochen schon zählen, die er noch leben wird. Ihn quält die Zukunft seiner beiden Kinder, ein kleines Mädchen und ein etwas älterer Knabe. Erschütternd ist jene Szene im Film, in der das kleine Mädchen zum ersten Mal zur Schule soll. Alle kleinen ABC-Schützen werden von ihren Müttern zur Schule gebracht. Eine gute Nachbarin bietet sich an, am kleinen Mädchen Mutterstelle zu vertreten bei diesem ersten Gang ins Leben. Der Vater aber besteht darauf: Nein, ihr Bruder bringt sie hin. Sie wird lernen müssen, sich in Zukunft an ihren Bruder zu halten und sich seinem Willen zu beugen, wenn ich nicht mehr da bin. So packt denn der Junge nach rauher Jungenart sein Schwesterchen am Arm und reißt sie mit sich und bringt sie zur Schule. Bestimmt hätte der Vater an diesem Tage seinem Töchterchen gegönnt, daß eine mütterliche

Frau es mitnimmt, wenn es zaghaft zum ersten Mal die Schulräume betritt. Aber es war die größere Liebe, die ihn anders handeln ließ. Es ist auch meistens größere Liebe, wenn Eltern oder Erzieher Dinge von Kindern oder Jugendlichen verlangen, die diese nicht immer verstehen, jedoch zu ihrer Selbständigkeit beitragen. Sicherlich fällt es denen nicht leicht, anders zu handeln als die Jugendlichen verstehen, um der Liebe willen. Aber gerade darum ist sie väterlich und bietet Geborgenheit und Heimat einer haltlosen und in Panik getriebenen Menschheit. – Gottes Liebe ist nicht wie die Torheit sentimentaler Eltern, die ihre Kinder verziehen. Und dadurch unselbständig werden lassen.

„Vater" – das heißt Autorität und Kraft. Zwischen zwei gleich großen Gefahren pendeln heute die Menschen. Um der Geisel einer harten Diktatur zu entgehen, fliehen sie in die Freiheit und in das Mitbestimmungsrecht der Demokratie. Haben sie aber einmal entdeckt, wie viele Unreife, wie viele Skrupellose mit abstimmen in der Demokratie – auch unter dem Mantel der Christlichkeit –, dann suchen sie erschrocken die Möglichkeiten, um die Autorität ihrer Obrigkeit zu stützen und zu vergrößern, und treiben Schritt für Schritt wieder zurück in die Richtung uneingeschränkter Macht der Diktatur. Mut sich dagegen anzustemmen haben sie nicht. Der bekannte Satz „wir können ja doch nichts ändern" treibt sie immer mehr in die Macht der Diktatoren und Machtbesessenen.

So werden sie weiter fliehen und zurückfliehen, bald der einen und bald der anderen Gefahr unterliegen, wenn sie nicht alle sich besinnen zu einer Rückkehr zu dem, der über den Völkern und Systemen steht, zum Vater im Himmel, wenn sie sich nicht dazu bequemen, seine Autorität anzuerkennen. Dies kann schon damit geschehen, wenn ich mich von einer christlichen Partei abwende, weil sie das Christliche nicht mehr zum Mittelpunkt hat, um mit einer kleineren Partei versuche, so viel Erfolg zu bekommen, daß die christliche Partei wieder zu ihrem Engagement zurückfinden muß. Auch hier kann ich im Sinne des Vaters handeln. Wo aber der Vater im Himmel anerkannt wird und sein Wort Geltung hat, da ist die Macht des Regierenden eingeschränkt durch das Gebot, die Freiheit der Wähler beschränkt durch Verantwortlichkeit. Da spielt der Buchstabe der Verfassung nicht mehr die letzte Rolle, sondern das Gewissen. Da können Verfassungen überhaupt erst gehalten werden. Und hier ist es auch meine Pflicht dazu beizutragen, indem ich aus Liebe etwas anderes tue, um dem Worte

Gottes wieder Wert zu verschaffen, auch wenn es andere nicht verstehen werden.
Es hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß wir den unterentwickelten Ländern helfen müssen. In allen Lagern und aus den verschiedensten Motiven ist man dazu bereit. Bei denen, die Hilfe brauchen, weiß man dies auch. Aber sie halten nicht einfach die Hand auf zum Nehmen, sie denken etwas dabei, oft nicht etwas Gutes. Sie wissen auch, daß häufig aus nackter Angst gegeben wird, um der Übermacht einer technisierten Barbarei zu entgehen oder die eng gewordene Welt vor einem Unruheherd zu bewahren. Das macht sie bitter, beim Empfang unserer Gaben. Wenn sie spürten, daß wir in ihnen die Brüder sehen, Kinder desselben ewigen Vaters, dann könnten sie annehmen, ohne erröten zu müssen. Dann wäre überhaupt erst das psychologische Klima für Entwicklungshilfe geschaffen und wir würden mit weniger aber ehrlicher Hilfe mehr erreichen.
Wir wissen längst, daß unsere Regierungen nicht mehr in der Lage sind allein die Riesensummen aufzubringen, um den Hunger in der Welt zu stillen. Darum wird die Gebefreudigkeit des Einzelnen geweckt. Wir sind alle in die Pflicht genommen, Vereine und Hilfsorganisatoren, wie Caritas, Brot für die Welt, Don Bosco Haus eV, um einige nur herauszunehmen, unterstützen diese Vorhaben, jeder nach seiner Möglichkeit. Es mag für den Augenblick wirken, wenn wir seltsame Plakate drucken mit Kindern, die knochendürr sind, und Alten, die vor Hunger sich nicht erheben können. Aber das Mitleid stumpft ab. Und an den Blick der Elenden kann man sich gewöhnen. Es ist doch eine Erfahrung, die wir immer wieder machen müssen: der Mensch, der liebeleer heranwuchs, ist später kaum imstande, gütig zu sein und liebevoll andern zu helfen. Er ist hart geworden. Das ist auch heute das Problem unserer Jugend und ihrer Zeit. Sie suchen Verständnis und finden es nicht. Sie suchen Liebe und verstehen nicht, was wir unter Liebe verstehen. Deshalb wird es Zeit, daß wir uns wieder auf die Grundwerte christlichen Denkens zurückerinnern. Suchen wir, daß sich unsere christlichen Völker sich dessen bewußt werden: Wir sind geliebt. Und wenn alle, die in Not sind, aus der Erfahrung: Wir sind geliebt – die Brüder, Mitbrüder und Mitmenschen in den unterentwickelten Völkern und in unserer unmittelbaren Umgebung weiterhin lieben, dann haben wir die Garantie, daß die Liebe immer groß genug sein wird, um die Mittel aufzubringen, um der Not der Brüder zu steuern.

Sicherheit und Frieden ist eines der großen Anliegen aller ernst zu nehmenden Menschen. Wenigstens wieder etwas, worin wir uns einig sind. Aber dann gehen die Wege schon wieder auseinander. Wo ist Sicherheit zu finden? In der Abrüstung oder in der Aufrüstung? Im Grunde möchten alle die Abrüstung. Aber viele sehen keinen Weg zur Abrüstung als über die Aufrüstung, weil sie meinen, wenn sie stark wären, könnten sie dem andern die Abrüstung befehlen und sie selber nachher vollziehen. Dieser Gegensatz wird nicht durch Verhandlungen aus der Welt geschafft.

Unsere Sicherheit liegt nicht im guten Willen und der Einsicht der Menschen, so sehr wir uns in dieser Richtung auch bemühen müssen. Unsere Sicherheit liegt beim Vater, der über die Welt herrscht und Macht genug hat, einzugreifen, und Liebe genug hat, es seinen Kindern nicht zu schwer werden zu lassen.

In diesem Zusammenhang schauen wir einmal mit einem Blick auf die Kirche, die sich „die alleinseligmachende Kirche“ nennt. Gott sei es geklagt, daß man diese Worte so negativ aufgefaßt hat, als eine Arroganz der Katholiken, daß wir sogar in den eigenen Reihen gemeint haben, es bedeute vor allen Dingen eine Mauer. Jenseits dieser Mauer sind die andern. „Alleinseligmachende Kirche“ heißt: Wir sind die Menschen mit dem deutlichsten Vaterbewußtsein. Uns hat der Herr die Kunde vom Vater-Gott gebracht und uns gesagt, wer er ist und wie man den Weg zu seinem Herzen findet. Wir sind die Menschen, die andern die Botschaft bringen können und müssen, daß wir alle einen Vater haben. Wir müßten uns an vorderster Stelle bei den Friedensbewegungen begeben, um den Ängstlichen von ihnen den Weg zum Vater zu zeigen, der, und nur er kann ihnen den Frieden und die Sicherheit geben, die sie suchen. So aufgefaßt liegt in dem Wort von der alleinseligmachenden Kirche keine Anmaßung, sondern, wie schon eben erwähnt, eine hohe Verpflichtung und ein Optimismus, den eine Welt in Panikstimmung braucht.

Im Besitz des Vaterunser könnte die Kirche die Rettung der Welt werden. Innerhalb der Gemeinschaft der Christen aber müßte das gemeinsame Vaterunser über Differenzen hinweghelfen, die manchmal so zweitrangig erscheinen gegenüber der Liebe zum gleichen Vater. Oder ob diese Liebe wohl zu schwach ist? Dann hätten wir allerdings wenig Hoffnung.

Dein Name werde geheiligt!

Im Jahre 1959 hat Deutschland eine Schlacht verloren, die in ihren Auswirkungen vielleicht schlimmer ist, als der verlorene Krieg. Damals kam Präsident Eisenhower zum Staatsbesuch nach Bonn. Er wurde mit überraschender Begeisterung von der Bevölkerung aufgenommen. Wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, hielt er eine Ansprache an das Volk. Dabei lautete sein letzter Satz: „God bless you!" Gott segne euch! Der Dolmetscher, der die Rede Satz für Satz übersetzte, hat diesen Satz unterschlagen. Warum er diesen Satz unterschlagen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Ob er ihn einfach überhört hat, ob es aus Nachlässigkeit geschah? Aber daß von den vielen unter den Zuschauern, die englisch verstanden, kein einziger aufgeschrien und protestiert hat, daß bei uns der Name Gottes nicht genannt werden soll, das ist die verlorene Schlacht. Hier geschah genau das Gegenteil von dem, was uns aufgetragen ist im Vaterunser durch den Satz: „Geheiligt werde dein Name!"

Bevor wir uns mit diesem Satz selber näher beschäftigen, müssen wir versuchen, ein wenig in die Bedeutung des Wortes „Namen" einzudringen. Ich möchte beinahe sagen in die Mystik des Wortes Namen. Als Jesus Christus seinen Aposteln zum ersten Mal das Vaterunser vorbetete, da geschah das in der Sprache seiner Heimat und in der Vorstellungswelt seiner Heimat. Dort aber hat „Name" noch eine andere Bedeutung als bei uns. Wenn bei uns einem Kind ein Name gegeben werden soll, dann ist dies kaum einer besonderen Überlegung wert. Ob Susi oder Trudi, Walter oder Kurt, was bedeutet das schon? Man muß höchstens auf einige eifersüchtige Verwandte Rücksicht nehmen.

Bei den Völkern des Orients hat der Name eine viel tiefere Bedeutung. Übrigens bei allen Völkern, die der Natur nahestehen. Der Name soll wirklich etwas aussagen von dem Betreffenden. Oder auch der Name soll eine Wirkung ausüben auf seinen Träger. Darum wird nicht einfach aus einem Vorrat vorhandener Namen einer ausgesucht, sondern es wird sorgfältig überlegt und aus den Verhältnissen und Umständen heraus ein ganz neuer Name geprägt. Wenn ich bei uns einen Bürger auf der Straße anspreche und ihn frage: „Wer bist du?", dann nennt er seinen Namen. Gewöhnlich bin ich dann so klug wie vorher. Was besagt mir sein Name? Wenn ich dagegen bei den Völkern, die noch Kultur des Namens treiben, einen frage: „Wer bist du?" und er nennt seinen

Namen, dann weiß ich schon einiges über ihn, allein schon daraus, wie er sich nennt. In einer solchen Vorstellungswelt spricht Christus vom „Namen" Gottes. Er hat uns einen gültigen Namen gebracht für den Unnennbaren, Unerforschlichen. Und dieser Name heißt: Vater. Klareres, Wichtigeres, Endgültigeres hat niemand mehr gesagt über Gott – und wenn er Bände geschrieben hat – als mit diesem einen Wort, mit dem Namen „Vater" ausgedrückt ist. Vater heißt Leben, unerschöpfliche Quelle des Lebens; Vater heißt Güte; und Vater heißt Kraft und Autorität, aber auch Vertraulichkeit, Achtung, Treue, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit. All das liegt in dem einen Namen, den Christus uns gebracht hat. Dieser Name bringt uns Geborgenheit, Heimat bei unserem Gott.

Wie ein Mensch zu einem anderen steht, das kann man feststellen, auch wenn man nicht in sein Herz hineinsieht. Man stellt es fest an der Art und Weise, wie er auf die Gegenwart des anderen reagiert. Ob er freundlich ist oder zugeknöpft, kalt ablehnend oder hilfsbereit. Immerhin, im allgemeinen bleiben diese Reaktionen innerhalb bestimmter Grenzen. Wenn der andere wirklich eine Rolle spielt im Leben eines Menschen, dann kann es sein, daß er schon reagiert auf den bloßen Namen, auch wenn der andere weit weg ist. Es mag sein, daß seine Augen anfangen zu leuchten, wenn der Name genannt wird; oder daß er in Wut gerät bei der bloßen Nennung des Namens. Es kommt vor, daß einer blaß wird bis in die Schläfen aus Angst vor dem Namen des anderen; oder daß er beruhigt ist und wieder Mut faßt, wenn der Name des anderen ihm zu Ohren kommt. So sollte die Wirkung des Namens Gottes in unserem Leben sein. So sollte die Rolle sein, die Gott spielt in unserem Leben, daß sein Name uns nicht gleichgültig läßt, sondern uns so tief innerlich erfaßt, daß man sagen kann: Sein Name ist uns heilig.

Daß es soweit einmal komme, darum bitten wir in der Vaterunser-Bitte: „Geheiligt werde Dein Name!"

Die Heilige Schrift kennt ein Buch, das ist filmisch geschrieben. Darum war es lange Zeit schwer zu verstehen. Der heutige Mensch, der an Filmtechnik gewöhnt ist, hat vielleicht eher Zugang zum letzten Buch der Heiligen Schrift, „zur geheimen Offenbarung". In diesem Buch kommt ein Artikel vor, in dem zurückgeblendet wird, wie wir das vom Film her gewohnt sind. Es wird zurückgeblendet, bis in die allerfernste Vergangenheit, bis dorthin, wo es noch keine Menschen gibt, noch keine sichtbare Welt, nur Gott

und seine Geister. Damals wurde eine grauenhafte Parole aufgestellt: Gelästert werde Dein Name! Lucifer wollte sich Gott nicht unterwerfen: Non serviam! Ich diene nicht! Das heißt, Du bist nicht Vater, Du bist nicht die Quelle meines Lebens; Dein Wille ist nicht gültig; Du hast nicht die Autorität, mir etwas vorzuschreiben; Du bist nicht Vater. Darum: Gelästert werde Dein Name!

Die Parole wurde in die sichtbare Schöpfung hineingetragen, als Satan die Menschen versuchte. Eva wußte genau: Von dem Baum der Erkenntnis dürfen wir nichts essen, sonst müssen wir sterben. „Keineswegs müßt ihr sterben“, zischte die Schlange. Das heißt, Gott hat nicht recht; Gott meint es nicht gut mit euch; Gott ist nicht weise; kurz: er ist nicht Vater. Da wurde sein Name gelästert. Wiederum klingt die Parole an in dem Augenblick, in dem Gott dem ersten Mörder Kain noch eine Chance gibt, Verzeihung zu erlangen: „Meine Schuld ist zu groß“, erklärte Kain: das heißt, Du bist nicht Vater mit unerschöpflicher Güte, der über jede Menschenschuld Herr werden könnte. Gelästert werde Dein Name! Als Juda murrte wider Christus bei der Salbung in Bethanien: „Man hätte das Öl verkaufen und den Erlös den Armen geben können, als er dunkle Pläne ausheckte gegen den Sohn des Vaters, der die Welt erlösen sollte, da hat er wieder der Parole gefolgt: Gelästert werde Dein Name! Schließlich als sie in Moskau auf einem Platz ein Denkmal errichteten für Judas Iskariot, den ersten großen Revolutionär – Revolutionär gegen Gott –, da wurde die Parole noch einmal schaurig verwirklicht: Gelästert werde Dein Name!

So furchtbar die Parole ist, sie ist nicht hoffnungslos. Gott wird ernst genommen, grimmig ernst, wenn auch als Gegner. Und der Haß kann auf die Dauer auch über Haß-Liebe in Liebe umschlagen, wenn Gott es in seiner Gnade gibt; so wie Saulus vor Damaskus in den Sand geworfen wurde und zu Paulus wurde, so kann der Gegner Gottes von Gott eingeholt und niedergeworfen, vielleicht gar bekehrt werden.

Es gibt eine andere Parole, die nicht einfach schlichter, aber bei weitem gefährlicher ist. Christen haben diese Parole aufgestellt; Christen, die aus dem Munde ihres Meisters den Vaternamen gehört haben. Diese Parole lautet: Totgeschwiegen werde Dein Name! Wir haben eine merkwürdige Erfahrung machen müssen mit farbigen Studenten, die jetzt zu Tausenden an den Hohen Schulen unserer Geistesdenker in Deutschland studieren. Unter

diesen jungen Leuten sind ein ganzer Prozentsatz Christen; von Missionaren getauft und in der christlichen Lehre unterrichtet. 75 % dieser farbigen Katholiken verlieren in Deutschland ihren Glauben. Warum eigentlich? Daran ist nicht das Nachtleben in unseren Städten schuld. Nicht eine gottlose Presse oder gar Gotteslästerung auf unseren Kathedern. Der junge Farbige kommt, um in Europa zu lernen. Er will feststellen, wodurch Europa groß geworden ist. Er möchte dies in sich aufnehmen und sein eigenes Volk auch zur Größe und Freiheit führen. Dann kommt er an unsere Hohen Schulen und lernt Zahlen und Formeln; und lernt Methoden und Praktiken; aber über Gott wird geschwiegen. Noch nicht einmal immer absichtlich. Meistens geschieht es gedankenlos. Nach ein bis zwei Jahren keimt eine Erkenntnis im Herzen des jungen Studenten, die er für eine Errungenschaft hält: Also ist Deutschland groß geworden an den Zahlen, an Formeln, an Praktiken und Methoden, und nicht an Gott, wie die Missionare mir weismachen wollten. Grauenhafte Parole: Totgeschwiegen werde Dein Name!

Vielleicht sind wir selbst nicht ganz so anfällig wie der farbige Student, wie unsere nach Halt und dem Sinn des Lebens suchende Jugend, aber auf die Dauer kann sich keiner der Wirkung des Komplottes des Schweigens entziehen. Wir sind darauf angewiesen, daß wir an Gott erinnert werden durch das gedruckte Wort, durch die Glocken, die weithin vernehmbar Gottes Lob künden, durch die Kirchtürme, die in der Ferne sichtbar werden. Wir können kein einziges Zeichen entbehren, das uns an Gott erinnert, sonst erliegen wir dem religiösen Verschleiß einer profanierten Welt. Der veräußerlichte, der vielbeschäftigte Mensch von heute entdeckt nicht Gott in seinem Innern, wenn nicht von außen angepocht wird und der Name Gottes genannt wird.

Die Parole: Gelästert werde sein Name! kann Menschen aufputschen. Die Parole: Totgeschwiegen werde sein Name! schläfert ganze Völker ein. Christus aber sagt: Geheiligt werde Dein Name! Unter dieser Parole kann eine Welt gerettet werden. Wir sprechen von ihm nicht nur im stillen Kämmerlein, wenn wir beten. Wir sagen nicht Prosit Neujahr, sondern gesegnetes Neues Jahr! Wir sagen nicht: Fröhliche Ostern, sondern gnadenreiche Ostern. Denn Segen und Gnade besagen: Gott mit uns! Sein Name muß genannt werden.

Merkwürdig, es gibt kein Gebot: Du sollst dein Abendgebet oder dein Morgengebet oder gar dein Tischgebet verrichten! Es gibt

nur ein Gebot – daß wir beten müssen. Und trotzdem fühlt sich der Christ irgendwie belastet, wenn eines dieser Gebete nicht gesprochen wurde und klagt sich dessen sogar – bei Katholiken – in der Beichte an. Im Grunde mit Recht. Wir sind darauf angewiesen, daß wir an den Stationen unseres Lebens, morgens und abends und bei Tisch, uns mit Gott beschäftigen, damit Er in unserer Gedankenwelt eine Rolle spiele; damit wir ihn mitnehmen in die Arbeit und ins Vergnügen. Auch zum Sportplatz und zu Veranstaltungen, warum sollte ich ihn irgendwo leugnen! War es nicht eine herrliche Geste, als die Brasilianer in den Stadien bei der WM in Spanien vor dem Spieleinsatz und nach jeder gelungenen großen Aktion ein Kreuzzeichen machten? Sie nahmen Gott mit in ihr Spiel, sie bezogen ihn in ihre Spielweise ein. Wenn das treu geübt wird, spielt Gott eine Rolle in unseren Gedanken und wird dann auch in unseren Worten vernehmbar werden. Dann können wir ihm den Platz einräumen, den sein Name verlangt, sein Name „Vater". Dann wird uns dieser Name nicht nur wertvoll, nützlich, bändigend für unsere Leidenschaften, richtungsweisend für die Schwierigkeiten unseres Lebens; es wird uns dieser Name zum Höchsten, was es geben kann, zum großen Ideal, er wird uns heilig. Dann werden auch die Probleme mit unseren Kindern, mit der Jugend im besonderen, sich leichter lösen. Denn diese sehen wieder einen Sinn im Leben, ein Ideal und brauchen nicht mehr vor ihren Schwierigkeiten fortzulaufen. Sie haben wieder einen Halt, den sie leider bei uns nicht finden konnten, da wir ja selbst den Halt verloren haben. „Geheiligt werde Dein Name."

Es genügt nicht, daß jeder Einzelne für sich diese Parole durchführt: Geheiligt werde Dein Name! Wer Gottes Name heilig halten will, kann nicht zulassen, daß neben ihm Gottes Name totgeschwiegen oder gelästert wird. Darum müssen wir uns anstrengen; wir müssen wesentliche Opfer bringen, daß die Völker den Namen Gottes kennen lernen und daß ihnen der Name Gottes „heilig" werde. Das wäre eine wirkliche Veränderung der Welt. Für dieses hohe Ziel bitten wir den Gott-Vater selber um seine Hilfe. Laß uns einen Teil der Kraft finden, die Mutter Theresa in Indien aufbringt, und dort Deinen Namen „heiligt".

Und darum lautet unser Gebet nicht verzweifelt: Zertrümmere diese Welt! Es darf nicht pessimistisch lauten oder überheblich: Strafe die Sünder! Wir sind ja selber Sünder. Wir beten auch nicht kitschig: Gott, übersieh all das Böse in der Welt! Laß es einfach

gut sein! Das christliche Gebet lautet: Vater, lenke die Herzen so, daß sie Dich kennen, lieben, Dich ehren! Geheiligt werde Dein Name!

Zu uns komme Dein Reich

Es wurde erzählt – ob es wahr ist kann ich nicht überprüfen –, daß auf der Konferenz von Jalta, wo über das Schicksal Europas und insbesondere über Deutschland verhandelt wurde, Churchill den Vorschlag gemacht habe, man solle den Papst als Schiedsrichter anrufen. Jedenfalls wäre es dem geschichtlich geschulten und mit Zivilcourage reichlich ausgestatteten Churchill zu glauben, daß er einen solchen Vorschlag in die Debatte wirft. Die Antwort Stalins sei ein Achselzucken gewesen und die Frage: Wieviel Divisionen hat der Papst? Von uns hätte wohl keiner eine so scharf formulierte Antwort gegeben. Aber etwas von dieser Haltung steckt mehr oder weniger in uns allen. Wir verbinden mit dem Wort „Reich" eine ganz bestimmte Vorstellung. „Reich" heißt Macht und Ordnung. „Reich" braucht eine Polizei nach innen und eine Armee nach draußen. Die Polizei soll Ordnung halten, die Armee soll vor Angriffen von außen schützen. „Reich" ist etwas Begehrenswertes.

Der Bösewicht ist eingeschüchtert, und man kann ohne Furcht vor Räubern nachts über die Straßen gehen. Dafür sorgt die Polizei. Der Friede ist dauerhaft, und man hat Aussicht, die Früchte seines Fleißes in Ruhe zu genießen. Dafür sorgt die Armee. Allerdings ist im Bild vom „Reiche" auch immer ein Schatten. Die Ordnung kann gestört werden durch Revolution. Der Friede kann dem Krieg weichen müssen. Sabotage oder Bomben können uns um die Früchte der Arbeit betrügen.

Irgendwie aber lebt im Herzen des Menschen der Traum vom großen Reich, das weder von innen, noch von außen gefährdet ist, das keine Polizei braucht, weil der Bürger aus Herzensgesinnung Ordnung hält; das keine Armee braucht, weil es nicht angegriffen wird. In Legenden und Sagen der Völker lebt diese Vorstellung vom „Reiche". Meistens wird es in die Vergangenheit verlegt. Man spricht vom „Goldenen Zeitalter" oder abgeschwächt von der „Guten alten Zeit". Uns Gläubige sagt die Offenbarung, daß es sich nicht nur um einen Traum handelt, daß so ein Reich möglich ist, daß es sogar kommen wird und daß man sein Kommen beschleunigen kann durch das Gebet: Zu uns komme Dein Reich!

Hier könnte jemand einwenden: Ist nicht die Natur das Reich Gottes? Man hat es uns erzählt in Kindertagen, daß jedes Geschöpf aus Gottes Hand kommt und daß alle Geschöpfe zusammen eine wunderbare Ordnung bilden mit Gesetz und Plan, ausgedacht von einem allweisen Schöpfer, erhalten vom allmächtigen Gott, gelenkt von seiner Vorsehung. Zu diesem Reich gehören Land und Meer, Pflanze und Tier, auch der Mensch. Wenn man will, kann man die Natur ein Reich Gottes nennen, genauer wäre: das Reich des Schöpfers. Man müßte allerdings der Vollständigkeit halber hinzufügen, daß die ganze Natur nur ein Anfang ist, eine Grundlage für etwas Größeres, das schwer in Worte zu kleiden ist. Wir sprechen von Übernatur.

Es sind die Dinge geschaffen um des Menschen willen, der in der Mitte der Schöpfung steht und den Geistesfunken hütet: Verstand und Freiheit des Willens. Der Mensch aber wurde mit dem übernatürlichen Leben beschenkt, das wir auch „heiligmachende Gnade" nennen. Sichtbar ist nur die Natur und die noch nicht einmal, daß es mehr als die Natur gibt, sagt uns der Glaube. Hier scheiden sich die Geister; entweder glauben wir an die Existenz der Übernatur oder wir glauben nicht; einen Beweis ohne die Offenbarung kann man nicht führen.

Es steht aber geschrieben: „Es sei die Erde verflucht um deinetwillen!" So wie die Natur heute ist, liegt ein Fluch auf ihr. Der Mensch hat gesündigt, und durch den Menschen ist die Natur in Unordnung geraten. Darum kann der Grundsatz: Zurück zur Natur, niemals eine Heilsparole sein. Wir könnten immer nur zurückkehren zur erbsündlich belastenden Natur, zur Erde, auf der ein Fluch liegt; und wir können schon gar nicht in diese Natur wieder selber einsenken das Samenkorn der Gnade, das zur Verklärung und ewigen Herrlichkeit werden soll.

Noch von einem zweiten Reich müssen wir sprechen, dem man gerne den Namen „Fortschritt" gibt. Es ist das Reich des Menschen. Dieses Reich ist gottgewollt und dem Menschen übertragen mit dem Machtwort: „Erfüllet die Erde und macht sie euch untertan!" In Gehorsam gegenüber diesem Befehl entstand ein Reich, dem wir den Namen Kultur, Technik, Zivilisation und all das, was mit diesen Namen zusammenhängt, geben. Man sollte von unserer Seite aus dieses Reich nicht immer verdächtigen. Forschen und suchen, konstruieren und die Mächte der Natur bändigen und immer mehr in den Dienst des Menschen stellen ist wahrhaftig kein gottloses Tun. Man sollte diese gigantischen Anstrengungen nicht einfach glaubenslosen Menschen überlassen und hochmütig lächelnd sich zurückziehen auf das unbedingt Notwendige, um nicht zu verhungern. Wir haben den Auftrag, die Naturkräfte in Dienst zu stellen, unsere Technik und Zivilisation zu entwickeln und in den Dienst geistiger und kultureller Werte zu stellen. Wir könnten sogar in einen edlen Wettbewerb kommen mit vielen armen Menschen, die Gott verloren haben und nur noch die Bemühung um den Fortschritt kennen.

Allerdings darf der besonnene Mensch nicht vergessen, daß tiefere Einsicht in die Naturgeheimnisse, raffiniertere Konstruktionen, überlegene Technik nur dann ein wirklicher Fortschritt sind, wenn wir zugleich die Menschen bessern. Sonst ist es Rückschritt, weil mit den neuen Möglichkeiten die Gefahren gewaltiger werden. Als sie noch kümmerlich den Funken aus dem Stein schlagen mußten, konnte man eventuell eine Hütte anzünden. Heute können sie mit einem Druck auf den Knopf Städte und Länder zum Brennen bringen. Als sie erst die paar Gifte, die in den Wäldern wachsen, kannten, konnten sie einen mißlichen Feind aus dem Wege räumen. Heute können sie mit Chemikalien Völker zum Sterben bringen. Lügen konnte man schon immer. Und die Parteien machen reichlich Gebrauch von dieser Macht der Lüge. Man kann heute Millionen Menschen verführen mit Lügen durch unser raffiniertes Nachrichtensystem. Und leider nutzen diese Möglichkeiten unsere Parteien zum negativen Handeln mehr als es gut ist. Die Möglichkeiten zum Guten wie zum Bösen werden größer; die Technik wächst; zugleich das Risiko der Sabotage und des Selbstmordes der Menschheit.

Daß es soweit kam, ist nicht einfach nur die Schuld des Menschen. Eine andere Macht ragt in die Natur herein: Satan; und Satan bedient sich des Menschen. Wir können ihn aus eigener Kraft nicht mehr ausschalten; wir brauchen Hilfe von oben dazu. Darum kann Fortschritt allein niemals eine Heilsparole sein.

Das Reich unserer sehnlichsten Wünsche, das Reich, das wirklich das Heil bringt, ist jenes Reich, das Satan besiegt, die Natur vom Fluche befreit und die Gnade wieder einsenkt in die Menschenherzen. Wir nennen es das Reich der Erlösung. Wir könnten auch im Gegensatz zum Reich des Schöpfers sagen: das Reich des Vaters. Darum beten wir im Vaterunser: Es komme Dein Reich!

Über das Reich des Vaters müssen wir uns zwei Fragen stellen: Was ist dieses Reich? Und Wo ist dieses Reich? Was ist dieses

Reich? Auskunft darüber kann nur der geben, der vom Vater her kommt, nämlich Jesus Christus. Er hat uns nicht den Gefallen getan, daß er uns eine kurze bündige Erklärung gegeben hat, die alles zusammenfaßt, was über dieses Reich zu sagen wäre. Wir müssen aus seinen Predigten und Reden die Einzelheiten wie Mosaiksteinchen zusammensuchen, um dann ein Bild vom Reich zusammenzusetzen. Der heilige Paulus, der gelehrige Schüler des Herrn, hat einen Ausdruck geprägt, der viel sagt über das Reich, nämlich: nova creatura, Neuschöpfung. Wir haben dafür auch das Wort Gnade. Es geht eine Kraft aus von Gott, die die Natur heilt, den Fluch hinwegnimmt und das übernatürliche Leben einsenkt in die Natur des Menschen und über den Menschen in die Natur überhaupt. In dem Maße, wie das Leben der Gnade sich im Menschen und durch den Menschen in der Welt entfaltet, kommt das Reich Gottes zu uns. Der Herr selber hat einmal gesagt: „Ich bin das Licht der Welt.“ Wieder ein Mosaiksteinchen für das Bild vom Reiche. All das zusammen, was Forscher erarbeiten an Erkenntnissen und Forschungsergebnissen, was Denker ausgedacht haben und zu philosophischen Systemen verarbeitet haben, die Lebenserfahrung aller Geschlechter reicht bei weitem nicht heran an das, was uns zusätzlich gesagt wird durch die Offenbarung, schließlich durch Jesus Christus. Reich Gottes ist jenes Reich, in dem die Menschen belehrt durch Jesus Christus tiefe Erkenntnisse über Gott und Welt, über Gottes Willen und Ziel des Menschen bekommen haben, wodurch sie in etwa teilnehmen am Wissen und an der Weisheit Gottes.

In einem anderen Zusammenhang sagt der Herr: „Wer an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit.“ Damit wissen wir wieder etwas vom Reiche. Es überdauert die Zeiten. Es überdauert im Einzelmenschen sein diesseitiges Leben. Es überdauert im Ganzen der Welt das sogenannte Diesseits. Es wird einmünden in die Ewigkeit. Der Vorläufer des Herrn hat darauf hingewiesen und gesagt: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Reich Gottes ist das Reich, in dem die Sünde überwunden wird. Jetzt durch die Verzeihung; einmal, indem es keine Sünden mehr gibt. Schließlich ist uns in der geheimen Offenbarung der Satz geschrieben: „Ich werde jede Träne trocknen aus ihren Augen.“ Reich Gottes ist das Reich, in dem das Leid überwunden wird. Im Diesseits, indem der Mensch die Kraft bekommt, das Leid durchzustehen, ohne zu murren und ohne den Mut zu verlieren; im Jenseits, indem es kein Leid mehr gibt.

Wo ist das Reich? Mit einem Wort: Jenseits. Oder wenn wir so sagen wollen: in der Welt Gottes. Dort, wo wir alle hinwollen und einmal endgültig Heimat finden sollen. Ein Vertreter dieses Reichs kam auf unsere Erde, als der Gottessohn Mensch wurde. In diesem Menschen Jesus Christus wanderte der erste Vertreter des Gottesreiches über unsere Erde. Seitdem ist das Reich nicht nur Jenseits, sondern hereingekommen ins Diesseits. Es ist uns eine geläufige Vorstellung, daß Christus zwar auferstanden ist und in den Himmel aufgefahren; daß er aber die Erde doch nicht ganz verlassen hat. Er lebt weiter in seinen Gliedern, in den Christen. Sie nehmen mehr oder weniger teil an den Gaben des Reiches, die Jesus Christus gebracht hat, an seinem göttlichen Leben durch das Geheimnis der Gnade; an seinem göttlichen Wissen durch den Glauben an seine Lehre; an seiner Verklärung durch die Wiedergeburt in der Taufe; an seiner Auferstehung durch die leid- und todüberwindende Kraft des Kreuzes; an seine Ewigkeit durch das „lebendige Brot“; an seiner Heiligkeit durch die Vergebung der Sünden. Aber all diese Gaben besitzen wir noch unvollkommen. Die ganze Herrlichkeit gehört erst einem Teil der Menschen. Da die Welt immer mehr beschenkt werden kann durch die Gaben Jesu Christi, ist dieses Reich immer noch am Kommen. Es wird endgültig erst sein, wenn Christus wiederkommt, um endgültig das Reich zu errichten. Diese Stunde zu beschleunigen, die Welt reifer zu machen, die Sehnsucht wachsen zu lassen, die Hoffnung zu stärken auf jene Stunde, das ist der Sinn des Gebetes: Es komme Dein Reich!

Es ist ein sehr anspruchsvolles Gebet, wenn wir sprechen sollen: Zu uns komme Dein Reich! Das ist eine Ohrfeige für die Satten, die meinen, wenn sie etliche Kleinigkeiten erfüllt haben, um das Risiko für ihr persönliches Schicksal nach dem Tod nicht zu groß werden zu lassen, dann hätten sie alles getan, was Religion von ihnen verlangt und Religion ihnen ermöglicht. Menschen, die praktisch mit ihren Energien nur im Diesseits stehen, die mögen mit den Lippen sagen: Zu uns komme Dein Reich! – ihr Herz gehört dem Diesseits. Es ist ein ernster Tadel für diejenigen, die nur arrogant lächeln und auf die andern herabschauen, die mit gigantischen Anstrengungen auf ihre Weise eine Rettung der Welt suchen in den großen Bewegungen des Kommunismus, des Sozialismus, eines Buddhismus, einer von vielen Sekten und Pseudaheilslehren, einer moralischen Aufrüstung oder wie nun die Versuche alle genannt werden.

Es ist bestimmt nicht alles Egoismus. Es steckt unendlich viel guter Wille, unendlich viel Anstrengung dahinter, wenn sie auch in grauenhaftem Irrtum sind und die wesentliche Rettung auf falschen Straßen suchen. Aber wir sollten wenigstens eine geheime Verwandtschaft spüren in der großen echten Sehnsucht. Das Wort: Zu uns komme Dein Reich! ist ein Stachel für die Saumseligen, die die Möglichkeiten nicht ausschöpfen, die wir haben zur Rettung der Welt, nämlich Ausbreitung des Glaubens, Verkündung der gewaltigen Hoffnung, die wir haben, Rettung der Welt aus der Panik der Weltangst. Wer die Bitte: Zu uns komme Dein Reich! richtig zu beten versucht, hat einen Prüfstein für die Echtheit seiner religiösen Haltung; hat ein Gebet, an dem der Mensch gesund wird und seine Religion zu einer wunderbaren Höhe wächst. Ihm zum Heil und einer ganzen Welt zur Rettung.

Wille Gottes

In Rom auf dem rechten Tiberufer steht die trotzige Festung Engelsburg. Das Innere ist heute so eine Art Nationalmuseum. In einem der Säle zeigen sie die Fahne, unter der Garibaldi kämpfte, als er in Rom einrückte und dem Papst den Kirchenstaat wegnahm. Auf dieser Fahne steht geschrieben: Dio vuole, Gott will es!
Ein trauriger Unfall ist passiert. Ein Mann wurde vom Auto erfaßt und sofort getötet. Er hinterläßt Frau und vier Kinder. Auf dem Totenzettel steht: „Gott, dem Allmächtigen, hat es gefallen. Also mit anderen Worten: es war Gottes Wille.
Der Herr hat uns aufgetragen, wir sollen ihn bitten, daß Gottes Wille geschehe: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“
Was ist es eigentlich um diesen geheimnisvollen Willen Gottes? Stimmt das mit der Fahne von Garibaldi? Irgendwie wird es stimmen müssen, daß es Gottes Wille war, sonst wäre die Eroberung Roms gar nicht geglückt. Stimmt das, was auf dem Totenzettel steht? Irgendwie muß es stimmen. Sonst wäre es nicht passiert. Ob man um den Willen Gottes, um seine Verwirklichung beten kann und soll, dürfen wir gar nicht fragen. Der Herr hat es gesagt.
Das Wort vom Willen Gottes wirft zunächst einmal ein helles Licht auf Gott selber. Also „Gott will.“ Damit unterscheiden wir uns vom Götzendienst alter und neuer Zeit. In alter Zeit lagen Götzendiener vor Holzklötzen und Steinblöcken auf den Knien,

die weder denken wollten noch konnten. In neuer Zeit verwässern die Götzendiener das Gottesbild zu einem verschwommenen Begriff. Sie sagen gerne: ein höheres Wesen. Das klingt unverpflichtend. Man muß sich zu nichts festlegen. Niemand kann den Vorwurf machen, man sei ein Gottloser, niemand kann einen belächeln oder belästigen. So könnte auch Breschnew sagen. Wir aber sagen: Gott will. Damit aber wird Gott ein „Du“, jemand, der denkt und will. Wollen kann immer nur einer, der denkt.

Das Tier „will“ nicht, weil es keine Gedanken hat, weil es ein irrationales Wesen ist. Das Tier hat nur Triebe und Instinkte. Der Mensch aber, als rationales Wesen hat Gedanken, zu denen er Ja oder Nein sagen kann; er will. Gott ist jemand, weil es einen Willen Gottes gibt.
Jetzt müssen wir aber sofort eine Korrektur anbringen, die immer dann fällig ist, wenn wir von Gott sprechen. Alle Menschenbegriffe sind aus der Erfahrung genommen, und all unsere Worte bezeichnen zunächst einmal die Welt unserer Erfahrung. Wenn wir schon von Gott sprechen, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als die Worte unserer Umgangssprache zu benützen. Soll dann das, was wir über Gott aussagen, gültig sein, dann müssen wir sofort hinzufügen: Aber bei Gott ist alles ganz anders, von unendlichen Dimensionen. Wir dürfen und müssen sagen: Gott will. Aber sofort den Satz ergänzen: Er will göttlich groß und gewaltig. Alle Energien des Weltalls, die physischen Kräfte und die moralischen Kräfte zusammengenommen, alle Willenskraft der ganzen Menschheit zusammengeballt kommt nicht heran an die gewaltige Energie eines göttlichen Entschlusses, wenn er sagt: Ich will. Wenn Gott will, ist die unendliche Energie des Allmächtigen in Bewegung gesetzt.
Ein Mensch kann voreilig sein in seinen Entschlüssen, in seinem Wollen. Dann wird er die Entschlüsse oft ändern. Oder er kann eigensinnig sein. Dann wird er bei seinem Entschluß bleiben, selbst wenn der Verstand ihm abrät. Von Menschen, deren Entschlüsse nicht ganz in Ordnung sind, sagen wir gerne: „Er weiß nicht, was er will.“ Gott kann nicht voreilig sein im Wollen, weil er allwissend ist und nichts von dem ihm entgeht, was bedacht werden muß, damit man richtig wollen kann. Gott kann nicht eigensinnig sein in seinen Entschlüssen, weil er weise ist und heilig. Wenn man die nötige Ehrfurcht in den Ton legt, müßte man von Gott sagen: „Er weiß, was er will!“ Darum ist der Wille

Gottes immer anbetungswürdig, voll Weisheit, voll Liebe, voll Festigkeit.

Manchmal sind wir uns nicht genügend bewußt, daß wir mit dem einen Wort: „Wille Gottes“ zwei verschiedene Wirklichkeiten bezeichnen. Wenn man sie nicht genau auseinanderhält, kann man Grund zu manchem Mißverständnis und Unmut haben. Es gibt einen Willensentschluß Gottes, der ist ohne jede Bedingung. So ein Willensschluß lautet: „Es werde!“ Damit kam die Schöpfung. Niemand hätte Gott hindern können. Auch ein Gebot kann einen klaren unbedingten Willensschluß Gottes niemals umstoßen. Wie soll kleine Menschensweisheit oder -wehleidigkeit Gott umstimmen? Wenn wir immer wüßten, welchen Entschluß Gott gefaßt hat, dann wäre das Bittgebet manchmal gar nicht mehr möglich, es sei denn, wir sprächen ein einfaches kindliches: „Ja, Dein Wille geschehe!“ Gott kann in seine Entschlüsse ein bestimmtes Maß an Menschengebet oder an sogenannten Verdiensten mitaufgenommen haben. Darum das Wort des Herrn: „Bittet, und ihr werdet empfangen!“ Nicht als ob man Gott, dem Allwissenden, seine Anliegen erst erklären müßte; nicht als ob man Gott, den Allweisen, in seinen Entschlüssen wankend machen könnte; nicht als ob man ihn mit drängendem Gebet beschwätzen oder überlisten könnte. Man kann nur in Ehrfurcht jenes Maß an Vertrauen und an Hingabe an Gott leisten, das Er vorgesehen hat als Bedingung für seine Gaben. Man kann sich selbst durch das Gebet in eine Verfassung bringen, daß wir für Gottes Wohltaten reif werden.

Anderes will Gott als Gebot. Er sagt: „Du sollst!“ Wenn aber Gott sagt: „Du sollst!“, dann will er die Freiheit. Dem Tier sagt man: „Du mußt!“ Der leblosen Schöpfung hat Gott gesagt: „Du mußt!“ Dem Mensch sagt er: „Du sollst!“ Das heißt: Du kannst auch anders. Wenn der Mensch sich nach Gottes Gebot richtet, erfüllt er seinen Willen, den Willen Gottes. Wenn er gegen Gottes Gebote verstößt, hindert ihn Gott für gewöhnlich nicht. Er läßt die Zunge nicht verfaulen, die die Lüge sagt – was würde aus vielen unserer Politiker werden, wenn sie nicht mehr sprechen könnten –, und den Arm nicht lahm werden, der das Messer zückt, und den Menschen nicht sterben, der geflucht hat. Auch dann erfüllt der Mensch den Willen Gottes, wenn auch auf einem Umweg, manchmal einem sehr traurigen Umweg. Hier begegnen wir einer neuen Form göttlichen Willens, nämlich der göttlichen Zulassung.

Gott will die Freiheit und läßt es zu, wenn der Mensch seine

Freiheit mißbraucht. Er kann das, weil er am Ende doch seine Pläne durchsetzt. Der Mensch beugt sich schließlich entweder selig oder verdammt. Aber er beugt sich dem allmächtigen Willen Gottes. Man sagt in einem volkstümlichen Sprichwort: „Gott kann auch auf krummen Linien gerade schreiben.“ Das anschaulichste Beispiel einer Zulassung Gottes ist das Kreuz unseres Herrn. Gott wollte die Erlösung der Menschheit. Das war ein heiliger und unabänderlicher Willensentschluß. Zwischen diesem Entschluß und seiner Verwirklichung liegt eine Welt an Zulassungen, die Feigheit des Richters, das gedankenlose Geschrei des Pöbels, die grausamen Hände der Henker, das mühselige Sterben des Herrn. Aber das Endergebnis war der verklärte Christus und die erlöste Welt. Viel Unverständliches in der Welt nennen wir Menschen in unserer Verlegenheit: „Wille Gottes“ und müßten vorsichtiger sagen: „Zulassung Gottes“. Auch das ist eine Form göttlichen Willens, aber eine Form, die viel Menschentorheit und Menschenschwachheit miteinrechnet, um am Ende zu heiligen Ergebnissen zu kommen.

Gott wollte, daß sein Ebenbild auf Erden, der Mensch, auch jemand sei, der denkt und der will. Weil es einen Menschenwillen gibt, gibt es auch eine Begegnung zwischen dem Willen Gottes und dem Willen des Menschen. Wie diese Begegnung ist, das ist schicksalhaft für den betreffenden Menschen.

Der Menschenwille kann revoltieren gegen Gotteswille. Die Antike hatte dafür eine Gestalt: Prometheus, der Mann, der den Göttern trotzte, dafür zur Strafe an den Felsen geschmiedet wurde und sich trotzdem weiter auflehnte. Es war für die Antike die Gestalt, die die größtmögliche Nähe eines Menschen gegenüber dem Göttlichen bedeutete, eine Quasiunendlichkeit des Trotzes. Auch in unserer Literatur spukt da und dort noch so ein Gedanke herum. Wir sind dafür verantwortlich, daß solche Ideen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden und in der Erziehung unserer Jugend im Werden ihrer Ideale gar keine Rolle mehr spielen dürfen. Der Trotz gegen Gott ist niemals Größe, sondern Verirrung.

In dieser krassen Art dürfte die Prometheushaltung unter Christen, insbesondere unter solchen, die in die Kirche gehen, selten sein, wenn sie überhaupt vorkommt. In abgeschwächter Art finden wir sie sehr wohl. Trotz gegen Gott ist das Murren und der Hader. Manchmal ist es nicht so böse gemeint und nur Äußerung eines übermächtigen Gefühls. Aber wir sind dafür haftbar, daß

wir in den ruhigen Stunden unseres Lebens so oft gesagt haben: „Dein Wille geschehe!", die Heiligkeit und die Weisheit göttlichen Willens so oft überdacht haben, daß Hemmungen genug in unserem Herzen sind, auch in Leid und Unglück nicht zu hadern.
Eine andere Art der Begegnung zwischen Gottes Wille und Menschenswille ist der törichte Versuch, sich am Willen Gottes vorbeizudrücken. Dieser Versuch steckt in den meisten Menschensünden. Wo es sich nicht um die Sünde mit erhobener Hand handelt, also dem ausgesprochenen Widerstand gegen Gott, wo der Mensch nicht einfach mit Gott brechen und seine Ewigkeit riskieren will, da sucht er Kompromisse. Irgendwo will der Mensch es besser wissen als der, der die Gebote gab. Irgendwo will er klüger sein, Auswege und Umwege finden gegenüber dem Radikalismus der Gebote. Das ist die Erbärmlichkeit des Sünders. Diese Erbärmlichkeit einsehen und durchkosten müssen ist ein wesentlicher Teil der Sündenstrafe.
Eine andere Begegnung mit dem Willen Gottes ist das Ringen mit Gott und das Wachsen am göttlichen Willen. Dazu will das Gebet uns anleiten: „Dein Wille geschehe!" Man kann sich ja einmal fragen: Dürfen wir gewöhnliche Menschen, die tausendmal ihren Schwächen Zugeständnisse gemacht haben, dürfen wir im Angesichte des allwissenden Gottes einfach sagen: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!", ohne Gott zu einem mitleidigen Lächeln herauszufordern oder ohne uns selber schrecklich zu täuschen. Ja, wir dürfen es, wenn wir es bescheiden genug tun. Das Wort darf nicht gesagt werden in pharisäischer Überheblichkeit, als seien wir tatsächlich auf einer solchen Höhe. Es darf nicht gesagt werden in naiver Unkenntnis unserer eigenen Schwäche. Es muß gesagt werden als eine demütige Bitte: So sollte es sein und dahin möchte ich kommen, daß ich ein volles „Ja" sagen könnte in Freud und Leid, in Erfolg und Mißerfolg, im Leben und Sterben; ein demütiges Anbeten des heiligen Willens Gottes muß es sein. Dann wird aus diesem Gebet Gnade, und dann wächst der Menschenwille allmählich hinauf in die Nähe göttlichen Willens.
Es gibt noch eine Begegnung zwischen Menschenwille und Gotteswillen. Die ist sehr selten, sie ist ein heiliges Geheimnis. Sie vollzieht sich in seltenen Gnadenstunden großer Heiliger, wenn der begnadete Mensch sich hineinstürzt ins Abenteuer Gottes. Dann ist ein Mensch durch Gott so erleuchtet, daß der Wille Gottes, seine Heiligkeit, seine Weisheit, seine Größe, gewaltig und klar

vor der Seele stehen; daß die Winzigkeit des Menschen ihm ganz bewußt geworden ist. Dann kann dieser Mensch unter dem Einfluß göttlicher Gnade sich jubelnd in den Abgrund göttlichen Willens stürzen, rücksichtslos, ob es ein Wille ist, der ihn trägt oder schlägt; dann kennt dieser Mensch kein anderes Sehnen und Wollen mehr als „Dein Wille geschehe!"
Die Harmonie zwischen Gottes Willen und Menschenwillen ist erreicht, wenn der Mensch beten kann: „Dein Wille geschehe!" In dem Maße, wie wir das fertig bringen, sind wir zur Reife, zur Kraft, zur Größe, zum Glück gekommen.
Ob wohl eines Tages unsere Psychotherapeuten soweit kommen, daß sie die seelisch Kranken beten lehren: „Dein Wille geschehe?" Dann hätten sie sich auf das Gebiet der Seelsorge gewagt und könnten entdecken, daß Seelen durch Seelsorge geheilt werden und der eigentliche Seelsorger Gott selber ist mit Seinem Heilswillen.

Unser täglich Brot gib uns heute!

Wir blättern im heiligen Buch, das Gottes Wort für uns festgehalten hat, weit zurück bis zu jenen Kapiteln, die von der Urzeit des Gottesreiches sprechen. Da wird uns erzählt, wie einmal der Prophet Elias die Götzendiener seiner Zeit zu einem Wettstreit herausgefordert hat, um ein Gottesurteil zu erzwingen. Der sogenannte Baalsdiener mit seiner Sinnlichkeit drang von den umliegenden Völkern in Israel ein und verführte immer mehr die Kinder des Gottesvolkes. Da griff der Prophet zu einem letzten drastischen Mittel. Er fordert die Baalsdiener auf, sie und er wollten je einen Altar bauen und Opfer darauf schlachten. Das Feuer fürs Brandopfer sollte vom Himmel kommen. Derjenige, der Feuer vom Himmel erbeten könnte, würde zum wahren Gott beten. So geschah es denn. Die Baalspriester umschritten in Prozessionen ihren Altar mit den Opfertieren und schrien mit lauter Stimme: Baal, erhöre uns! Stundenlang schrien sie sich heiser, und der Prophet spottete noch zusätzlich: Ihr müßt lauter schreien; euer Gott ist schlafen gegangen. Wie der Abend kam, schlachtete auch Elias sein Opfertier, goß sogar noch Wasser über das Holz, das zum Brandopfer bestimmt war, und betete zu Jahwe, seinem Gott. Siehe da, Feuer fiel vom Himmel und verzehrte sein Opfer. Warum ich das erzähle? Um mit dem Spott des Elias und dem Geschrei der Baalspriester aufmerksam zu machen auf etwas, was notwendig zum Gebet gehört, nämlich eine gewisse Kultur. Man

darf nicht schreien im Gebet, als ob man Gott erst wecken müsse; als ob man einen Schwerhörigen oder Unachtsamen anrufen würde. Man darf auch nicht in den Stil der Sturmandachten verfallen, als ob man Gott umstimmen müßte oder gar ihm lästig werden könnte und ihn so noch zur Gewährung unserer Bitte bringen. Das heiligste Gespräch, das es gibt, das Gespräch zwischen Mensch und Gott verlangt eine hohe Kultur. Wer die ersten Bitten des Vaterunsers mit ihrem hohen Niveau andächtig gesprochen hat, der dürfte in etwa diese Gebetskultur haben und sich dann auch an die Bitten wagen können, die weit schwerer richtig zu beten sind.
Es haben fromme Menschen gemeint, sie seien es dem Herrn und dem Gebet schuldig, daß sie die Brotbitte auf das eucharistische Brot beziehen müßten. Das mag sehr gut gemeint sein, geht aber an der Wirklichkeit vorbei. Es kommt nicht darauf an, ob man auch so ein Gebet formulieren könnte. Es kommt darauf an, was der Herr uns in diesem Augenblick aufgeben wollte. Nichts in dem Text des Evangeliums deutet darauf hin, daß Christus vom eucharistischen Brot gesprochen hat. Von den Aposteln, die ihm zuhörten, wird wohl keiner so verstanden haben. Sie dachten in dem Augenblick an das Brot, das wir beißen, an ganz gewöhnliches Brot. Gewiß besteht die Gefahr eines verfeinerten Materialismus, wenn wir die Dinge des Diesseits zum Gegenstand unseres Gebetes machen, wir erdgebundene und selbstsüchtige Menschen. Aber andererseits besteht auch eine gewisse Chance, daß wir die Dinge heiligen und ein anderes Verhältnis zu ihnen bekommen, wenn wir sie mit hereinnehmen ins Gebet; eine erhöhte Vorsicht wird immer am Platze sein müssen, wenn wir mit Gott sprechen über die materiellen und diesseitigen Dinge. Darum sind diese Bitten anspruchsvoll und setzen eine hohe Kultur und gute Vorbereitung voraus.
Wir beten um das tägliche Brot. Da könnte zunächst einer den Einwand machen, der schließlich von jedem Gebet gilt, aber der in unserem Falle auf ein Wort des Herrn zurückgeht: „Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr dies alles nötig habt." Christus widerruft seine eigenen Worte nicht. Und darum müssen die beiden Sätze vom Wissen des himmlischen Vaters und „So sollt ihr beten: Unser täglich Brot gib uns heute!" irgendwie zusammenpassen.
Da standen und gingen die Menschen auf einem Bahnsteig, und ein jeder von ihnen spielte eine Rolle im Drama Leben. Es war

auch eine Mutter darunter mit ihrem vier- oder fünfjährigen Töchterchen. Das kleine Mädchen zog die Mutter ans Büfett, deutete auf ein Stück Gebäck und sagte mit spitzem Stimmchen: Das will ich haben. Die Mutter reagierte sofort, indem sie auf ihre kleine Tochter schaute und wiederholte: „Ich will?" Die Kleine hatte verstanden, änderte sofort den Tonfall und sagte: „Bitte, Mutti!"
Erbaulich ist das, weil nicht mehr alle Eltern auf diese Dinge achten. Das Kind muß bitten lernen. Selbstverständlich war die Mutter bereit, dem Kinde zu geben, was es brauchte, sogar mehr als bereit zu geben, das was es wünschte. Aber das Kind muß bitten lernen. Sonst wächst etwas nicht mit in dem kleinen Herzen, die Bescheidenheit, die Anspruchslosigkeit, die Rücksicht auf andere. Es würde ein tyrannischer Mensch, mit sich und der Welt unzufrieden. Es ist eine Wohltat, eine Hilfe auf dem Weg zur Veredelung und Selbsterziehung, wenn man das Kind bitten lehrt. Wir alle müssen bitten lernen vor dem himmlischen Vater. Er weiß, was wir brauchen; er ist gütig und will es uns geben; aber wir müssen bitten. Wer lange genug das Bitten vor Gott gelernt hat, der ist in etwa gefeit gegen das Hadern, wenn er einmal Gottes Maßnahmen nicht verstehen kann. Wer lange genug und echt bitten gelernt hat, der ist ehrfürchtiger geworden, und ehrfürchtige Menschen sind immer wertvolle Menschen.
Wir beten um unser täglich Brot und sollten es heute mehr denn je tun, weil wir in eine hochzivilisierte Zeit und in einem technisch entwickelten Land leben. Der primitive Mensch weiß wenig um die Gesetze von Wachstum und Fruchtbarkeit. Er hat Erfahrungen gesammelt, daß es Mächte gibt, die von ihm nicht gelenkt werden können. Wie das Wachstum vor sich geht und woher die Störungen kommen, das überschaut er nicht. Darum fleht er um Fruchtbarkeit und um Abwendung von Unwetterkatastrophen und weiß noch nicht einmal genau, zu wem er da beten soll.
Wir heutigen Menschen wissen einiges mehr. Wir haben nicht nur eine Technik aufgebaut, die uns unser Leben bequemer macht, daß wir nicht mühsam einen Kienspan aus dem Feuer ziehen müssen, um Licht zu haben, sondern nur den Schalter drehen; daß wir nicht stundenlang einen Krug Wasser tragen müssen, sondern den Wasserhahn öffnen; daß wir die schwere Arbeit durch Maschinen leisten lassen; wir haben darüber hinaus noch durch unsere Forschung manche Gesetze des Wachstums durchleuchtet und können bis zu einem gewissen Grade sogar eingrei-

fen; wir können den Boden verändern, verbessern und düngen, daß Ernten entstehen, die man sich früher nicht träumen ließ. Wir können mit raffinierten Methoden das Saatgut sortieren und nur besten Samen der Erde anvertrauen. Wir haben neue Konservierungsmittel geschaffen, um dem Verderb Einhalt zu bieten. Noch mehr. Auch wenn wir heutige Menschen das Wetter noch nicht bestimmen können, wir haben uns in weitem Maße davon abhängig gemacht. Wenn heute ein Frost über die Frühjahrsblüten kommt, brauchen wir im Herbst nicht auf Äpfel zu verzichten. Wenn heute eine Trockenheit das Brotgetreide nur dürftig ausfallen läßt, werden wir trotzdem nicht hungern. Wir haben eine Marktleitung. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß solche Katastrophen die ganze Erde befallen, und darum haben wir einen Austausch und können beizeiten vorsorgen.
Solche Menschen denken oft nicht mehr daran, zu beten um das tägliche Brot. Wir haben zwar eine Mahnung bekommen in den Jahren, in denen wir nicht etwa gehungert haben – wir sollten nicht so starke Worte gebrauchen –, sondern in denen die Lebensmittel knapp waren. Zu rasch haben wir diese Mahnung vergessen. Uns bedroht eine andere Macht. Gerade unser Fortschritt und unsere Technik haben in die Hände einzelner ungeheure Möglichkeiten gelegt. Sie können ganze Länder zu Wüsten machen. Es braucht bei ihnen noch nicht einmal böser Wille zu sein. Es könnte auch durch Fahrlässigkeit geschehen. Von dort her droht uns der Hunger. Darum sollten wir noch inständiger als frühere Menschen zu dem rufen, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt, daß Er die Herzen der Mächtigen lenke und sie vor bösem Willen, vor Mutwillen und Fahrlässigkeit hüte, damit wir unser Brot behalten.
Wenn wir uns den Wortlaut der Brotbitte einmal näher ansehen, bietet er uns noch manchen Stoff zum längeren Nachdenken. Daß unser Herr nicht deutsch gesprochen hat. Er sprach selbstverständlich die Umgangssprache seines Heimatlandes, aramäisch. Wie diese Worte genau lauteten, als er vor den erstaunten Jüngern das 1. Vaterunser vorsprach, wissen wir nicht mehr. Es ist uns nicht in dieser Sprache aufgeschrieben. Jener Apostel, der dabei gewesen ist und uns den Text festgehalten hat, hat schon eine Übersetzung vorgenommen, und zwar in der griechischen Sprache. Vom griechischen Wortlaut ist der deutsche Text gemacht worden. Die Übersetzer ins Lateinische und ins Deutsche haben es sich etwas leicht gemacht, als sie sagten: Unser täglich Brot. Das

Wort, das im griechischen Text steht, ist nicht ganz einfach zu übersetzen: epi, das heißt so ungefähr: morgig – „unser morgiges Brot gib uns heute“.
Wenn wir darüber nachdenken, kommt es im Grunde auf dasselbe heraus wie unser täglich Brot. Das was eine Tagesration ist. Aber es liegt noch eine bestimmte Nuance in dem Ausdruck „morgig“. Da sagen wir dem Vater Gott: Ich brauche keine Reichtümer, die mich für alle Zukunft sichern; ich brauche kein Aktienpaket, das devisensicher angelegt ist, vielleicht wäre es mir gar schädlich, indem der Reichtum mich gierig und irdisch machte. Ich würde dann nicht mehr an die Not der Anderen denken, weil ich dazu dann keine Zeit mehr hätte. Menschennot und Jugendprobleme wären für mich nicht mehr diskutabel. Meine Jugendlichen hätten mich verloren oder nie gekannt. Aber andererseits fürchte ich auch die Not, die krasse Armut, daß mir das Brot schon nicht mehr schmeckt, weil es der letzte Bissen ist, oder weil meine mir anvertrauten Jugendliche nichts zu essen haben. Auch das könnte mich hindern, mit freiem und friedevollem Herzen gute Gedanken und Gottesgedanken zu denken. Darum, Herr, gib mir so viel, daß es für morgen reicht. Daß ich und wir heute unser Brot in Frieden essen können. Denn für morgen ist gesorgt, und weiter wirst du auch sorgen.
Wir haben ein ungeheures Produktionstempo erreicht. Das geht nicht nur die Firmen an, die produzieren wollen und müssen, um der Konkurrenz gewachsen zu sein. Das hat auch den Einzelnen erfaßt. Man will sein Einkommen steigern, um besser leben zu können und mehr erleben zu können. Ja, es kann sogar so weit kommen, daß man die Jagd nach höherem Einkommen zum Selbstzweck macht. Verdienen um des Verdienens willen. Da kommt es wie ein Dämpfer über den hastigen gejagten Menschen von heute, wenn er beten soll ums „tägliche Brot“, oder ums „Brot für morgen“. Wenn er im Gebet wieder daran erinnert wird, daß Brot sein Anliegen ist, das Auskommen, das Notwendige. Da könnte ein andächtiger Anbeter die Entdeckung machen, daß es ihm ja reicht, daß viel Unruhe, viel Neid gar nicht in seinem Leben sein müßten. Dann wäre er am Vaterunser weise geworden.
Sehr dankbar sollten wir sprechen: Unser täglich Brot gib uns heute! Aus der Überlegung, daß es keineswegs selbstverständlich ist, daß wir normalerweise jeden Tag satt werden. Die Mehrzahl der Menschen wird nicht satt. Es sieht auch gar nicht so aus, als

ob man das in den nächsten Jahren ändern könnte. Die Völker wachsen in einem Tempo, daß die großen Lenker der internationalen Wirtschaft sich schwere Gedanken machen, wie man überhaupt das Produktionstempo im selben Maße steigern kann. Wir aber wohnen in einem Land, in dem noch Überschuß produziert wird. Das ist dankenswert. Gott könnte auch einmal die Rollen vertauschen.

In dieser Dankbarkeit betonen wir das Wort: „unser"; „unser täglich Brot" und sprechen diese Bitte auch im Namen all unserer hungernden Brüder und Schwestern der anderen Erdteile, ob sie nun wissen oder nicht um den Geber des Brotes, um den Vater im Himmel. Wenn vorhin von den Gefahren übersteigerter Produktion die Rede war, so soll das nicht heißen, daß wir unbedingt weniger arbeiten sollen, daß wir nicht weiter nach Fortschritt streben sollen, um die Produktionsziffer zu steigern; aber wir sollten das nicht tun zur Genußsteigerung, nicht zur Anhäufung von Reichtümern, sondern für unsere darbenden Brüder. Dann kommt sogar in das Leben Tempo, in das scheinbar hoffnungslos materialistische Leben von heute wieder ein heiliger Zug hinein. Überschüsse produzieren für die Brüder. Mitten in gewaltige Leistungen bescheiden leben, damit die anderen einigermaßen satt werden und menschlich leben können.

So könnte eine bändigende Wirkung ausgehen vom Vaterunser und seiner Brotbitte. Man kann nicht andächtig beten: Unser täglich Brot gib uns heute! und dann schlemmen, daß man Entfettungskuren machen muß. Man kann nicht andächtig um das bißchen Brot beten und dann gierig sein und unzufrieden, obwohl man satt zu essen hat. Entweder man betet nicht richtig, dann ist so ein Leben erklärlich, oder man betet andächtig, dann kann man nicht Gott lästern, indem das Leben den Worten widerspricht. Das wäre auch eine Therapie für eine erkrankte, überreizt gewordene Menschheit, das Vaterunser zu propagieren und den Menschen beizubringen, andächtig zu sagen: Unser täglich Brot gib uns heute!

Vergib uns unsere Schuld!

Jedenfalls könnte ein Geschäftsmann sich das nicht leisten, nämlich einen Bau zu beginnen ohne genauen Finanzierungsplan. Sogar das Risiko gesteigerter Preise muß einkalkuliert werden. Denn sollten ihm die Peseten ausgehen, bevor der Bau fertig ist,

wäre das nicht nur eine teure Angelegenheit, er hätte auch zugleich das Vertrauen seiner Kundschaft verloren. Er stände da wie einer, der sich auf Abenteuer einläßt, nicht wie ein nüchterner Rechner. Sein Kredit wäre so ziemlich geschwunden.

Auch der Herr spricht gelegentlich von so einem Typ, „der einen Turm bauen will, ohne die Kosten vorher zu berechnen". Er will sich damit natürlich nicht ins Wirtschaftsleben einmischen, sondern nur den Menschen schildern, der sein Tun nicht überlegt hat. Wenn einer meint, der Satz: „Vergib uns unsere Schuld" sei ein praktisches und verhältnismäßig einfaches Gebet, der gehört zu den Typen, die keine Übersicht haben. Es folgt nämlich ein menschlich gesprochen sehr schwieriger Satz, der mitgebetet werden muß: „Wie auch wir vergeben unseren Schuldnern." Um richtig beten zu können, müssen wir mit diesem Nachsatz beginnen.

Es gäbe eine katastrophale Unordnung, wenn wir vom gläubigen Christen verlangen wollten, er müsse sein ausgeliehenes Geld verschenken oder auf den vorenthaltenen Lohn verzichten. Er darf ihn sogar einklagen, mit gewissen Einschränkungen natürlich. Auch den Widerruf bei Verleumdung und die Wiedergutmachung bei Ehrabschneidung darf er fordern, manchmal muß er es sogar, sonst fördert er den Leichtsinn des andern. Denn wenn wir ehrlich sind gegen uns selbst, müssen wir bekennen, daß wir sehr oft übervorschnell mit Worten sind, die wir eigentlich nachher gerne nicht gesagt hätten. Es gibt Dinge, die wir nicht verstehen, weil wir sie nicht tun würden oder auch nicht daran gedacht haben etwas Ähnliches zu machen, mit unseren Worten jedoch Dinge sagen, die die Arbeit und das Schaffen des anderen durch unser unüberlegtes Reden in Mißkredit bringen können oder diese sogar zerstören können. Hier kommt es auf die Standfestigkeit und den Gottesglauben des so Geschädigten an. Wir müssen auch solche Rufmörder und alle übrigen weiterlieben als Geschöpf Gottes und Bruder in Christus. Wir dürfen keinen hassen; wir dürfen keinem Böses wünschen; wir dürfen nicht Unrecht mit Unrecht vergelten; wir dürfen keinen aus unserem Fürgebet streichen. Es ist ein Unterschied zwischen unserer persönlichen Stellungnahme und der objektiven Ordnung, die bleiben muß und auf deren Durchführung wir dringen dürfen, vielleicht sogar müssen.

Wenn wir dem anderen wirklich und wahrhaft gut sind, dann werden wir zwar Unrecht nicht Recht nennen, Schulden nicht

einfach streichen, keine finanziellen und keine moralischen; Verpflichtungen nicht einfach leugnen, aber wir lassen keinen giftigen Groll aufkommen. Der Liebende sieht auch jene Grenze, wo das Abtragen einer Schuld zu schwer oder unmöglich wird. Dann ist er längst mit dem guten Willen zufrieden und sagt: erledigt.

Das ist eher auf moralischem Gebiet möglich. Ein Unrecht kann kaum einmal wirklich ganz gut gemacht werden. Hier setzt beim Liebenden das Verzeihen ein. Er sagt: Wir sind Freunde, aber tu dein Möglichstes, mehr will und darf ich nicht erwarten. Sollte der andere auch diesen guten Willen nicht aufbringen, dann kann der Liebende nur noch sagen: Ich bin dir weiter gut. Dein Unrecht kann ich leider nicht von deinen Schultern nehmen. Möge Gott dir gnädig sein. Es gibt Leute, die verstehen diese Liebe nicht, die hin bis zur Selbstaufgabe gehen kann. Sie können sie nicht nachvollziehen. Vielleicht auch, weil sie nicht im Glauben verankert sind, oder vielleicht auch, weil sie sich weiter keine Gedanken darüber machen, mit dem Umgang mit Mitmenschen. Für sie bedeutet ein Nachgeben und immerwährendes Verzeihen Gutmütigkeit gleich Dummheit. Diese Leute kann und muß man belehren. Gutmütigkeit kann nie Dummheit sein, sondern ist Erhabenheit der Seele.
Ob wir immer wieder verzeihen können? Wir müssen es mit Gottes Hilfe versuchen, wie könnten wir sonst beten: Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern? Bei diesem Satz wird der andächtig Betende vielleicht halt machen müssen und noch einmal anfangen, weil er ohne die verzeihende Liebe zum Mitmenschen zu Gott um Vergebung gebeten hat. Dieses „wie auch wir“ ist für manche das schwerste Wort im ganzen Vaterunser. Wir legen vor Gott ein Versprechen ab, wir stellen fest, daß wir in diesem Augenblick Verzeihende sind. Haben wir es da gewagt, ohne dieses Verzeihen zu Gott um Vergebung zu rufen? Dann hätten wir allerdings den Turm gebaut oder zu bauen versucht, ohne die Kosten zu berechnen.
Indem Christus uns die Bitte um Vergebung so vorgesprochen hat, wollte er uns das Bild seines Vaters und das Bild der Gotteskinder zeichnen. Gott ist ein Liebender, der um Verzeihung angesprochen werden kann. Gott haßt keines seiner Geschöpfe. „Wie auch wir vergeben“, ausnahmslos und bedingungslos. Diese Forderung ist nur möglich, weil sie in Gott schon verwirklicht ist. Es kann allerdings sein, daß auch der liebende Gott nicht

leugnen kann, daß ein Mensch schuldig ist, weil der seine Schuld nicht anerkennt oder nicht abtragen will.
Der Beter braucht den liebenden Gott nicht umzustimmen. Gott hat, soweit es auf seiner Seite liegt, verziehen. Aber der Mensch läßt sich mit dieser verzeihenden Liebe beschenken, indem er seine Schuld anerkennt und seinen guten Willen bekundet, sich dieser Verzeihung nicht zu entziehen. So wird in der Schuldbitte das Gottesbild ganz rein und erhaben, und sogar der strafende Gott hat nichts mehr an sich vom kleinen menschlichen Zorn. Die unendliche Liebe bleibt ungeschmälert.
Auf den Beter selbst, auf den Menschen, fällt ein deutliches Licht durch die Schuldbitte. Er hat es nötig, um Vergebung zu bitten. Er kann nicht einfach sagen: Herr, ich bezahle meine Schulden. Ich mache gut, was ich Unrecht getan, dann sind wir quitt. Wer vor Gott verschuldet ist, und wer wäre es nicht, kann nicht mehr restlos gut machen. Er ist auf Vergebung angewiesen und kann nur aufatmend feststellen, daß es eine Vergebung gibt.
So ist die Reihenfolge dann wieder richtig: Wir bitten um Vergebung, und während wir bitten, wird unser Staunen groß, daß Gott ein Verzeihender ist, und bestürzend wird die Entdeckung, wie sehr wir selbst der Verzeihung bedürfen. Jetzt können wir nicht mehr anders, als Gott nachzuahmen und dem Mitmenschen von Herzen zu verzeihen. Indem wir es tun, wird unser Herz weit offen für das göttliche Verzeihen.

Vergebung der Schuld

An einem heißen Sommertag lag ein Wandersmann am Rand eines Waldes und ließ sich in der Sonne behaglich braten. Nur der Kopf lag im Schatten auf einem moosigen Stein. Wie die Sonne am Himmel wanderte, wurde auch der Schattenstreifen immer schmäler und der Wanderer mußte ein wenig weiterrücken, wenn ihm nicht die Sonne in die Augen scheinen sollte. Aber sein Kopfkissen, der bemooste Stein, sollte mit weiterrücken. So hob er ihn mit viel Mühe hoch, ließ ihn aber sofort wieder fallen. Unter dem Stein war feuchter Boden, und darin regte es sich und krabbelten Käfer, Würmer und andere eklige Getiere. Später erzählte er: „Seitdem konnte ich mein Haupt auf keinen Stein mehr stützen. Ich mußte ihn erst aufheben und nachsehen, ob nichts Ekliges darunter war.“
So etwas Ähnliches haben wir vielleicht alle schon an unseren

Mitmenschen erlebt, und haben es vielleicht Mitmenschen an uns erlebt. Wir haben einem großes Vertrauen geschenkt, haben voll Hochachtung aufgeschaut und mußten gelegentlich entdecken, daß unter dem feinen, ruhigen Äußern auch andere Dinge verborgen waren: kleiner Neid, Mißtrauen, Unaufrichtigkeit oder was es sein mochte. Wir sind enttäuscht. Wenn die Enttäuschung sehr groß ist, kommen wir vielleicht lange nicht darüber hinweg. – Oder auch andere schenken uns großes Vertrauen, wir aber fühlen manchmal, wenn der andere alles wüßte, meine tiefsten Gedanken, die nie gesagt werden, mit seiner Achtung wäre es vorbei. Ein Dichter hat einmal niedergeschrieben: „Wer mich liebt, der kennt mich nicht; wer mich kennt, muß mich verachten."

Es gibt nur wenige, ganz vornehm gesinnte Menschen, mit einer großen Güte, mit einem großen Verständnis, die die Fehler und Schwächen ihrer Mitmenschen sehen können. Sie erleben Enttäuschungen und verachten doch keinen. Zu solch seltenen Menschen hat man Vertrauen, denen könnte man alles sagen. Solche Größe ist ein Abbild Gottes. „Vergib uns unsere Schuld", so sollen und dürfen wir beten. Gott kennt uns bis in die verborgenen Tiefen des Menschenherzens. Er sieht uns, wie wir wirklich sind, auch unsere feigen Stunden, auch unsere eifersüchtigen Regungen, auch dunkel an Haß und Falschheit, alles was wir vor anderen und vor uns selbst so gerne verbergen.

Gott kennt das alles. Und doch liebt er uns weiter. Er kann das sehen, ohne uns zu hassen; er kann uns kennen, ohne uns zu verachten. Vor ihm können und brauchen wir uns nicht zu verstellen. Nur ehrlichen Willen müssen wir haben und aufrichtig sagen: „Vergib uns unsere Schuld." Dann will er Vater bleiben, und wir dürfen uns weiter seine Kinder nennen. Grund genug, daß wir uns hineinbeten in den Sinn dieser tröstlichen Bitte des Vaterunsers.

Zunächst eine wichtige Feststellung. Wir alle haben Schuld. Gott hat es gesagt. Wir sollen ja alle beten: „Vergib uns unsere Schuld." Man läuft von manchen Seiten Sturm gegen das Sündenbewußtsein, man leugnet sogar die Sünde. Man macht unserer Kirche den Vorwurf, sie habe den reinen, stolzen Menschen versklavt durch die Predigt von der Sünde. Das sind kümmerliche Versuche, die Wahrheit zu verschleiern.

Sicher, es gibt bedauerliche Dinge, an denen wir keine persönliche Schuld tragen. Daß über unserem ganzen Geschlecht das Verhängnis der Erbschuld liegt, dafür können wir alle nichts. Daß einer leidenschaftlicher ist als der andere, das ist nicht seine Schuld. Daß einer gefährdeter ist als der andere, ist oft auch nicht seine Schuld. Vielleicht wird einem noch manches persönlich vorgeworfen, wofür er sich einsetzt, stärker als andere, die dieses Engagement nicht verstehen können oder wollen, man bringt ihn in Mißkredit und seine Arbeit, doch auch für dieses falsche Denken kann er nichts – Gott weiß es, es ist nicht seine Schuld, daß Menschen so denken. Aber es bleibt doch bestehen: Wir alle haben Schuld. Gott hat es gesagt.

Wer dem Menschen das Schuldgefühl nimmt, leistet ihm einen schlechten Dienst. Wenn bestimmte Nerven gelähmt sind, kann der Mensch keine Schmerzen mehr wahrnehmen. Das kann für den Augenblick vorteilhaft sein, aber wehe, wenn es anhält. So ein Mensch kann in größter Gefahr sein, er spürt es nicht; er zieht sich fürchterliche Verbrennungen zu, er spürt es nicht; es beginnt eine ernste Erkrankung, er wird durch keinen Schmerz gewarnt, bis es zu spät ist.

Wie Menschen ohne Schmerzen, so sind die Menschen ohne Sündenbewußtsein. Sie werden nie gewarnt, bis sie seelisch vergiftet sind. Sie können nicht geheilt und nicht gebessert werden, bis die Schuld untilgbar geworden ist.

Sobald wir etwas als Schuld spüren und anerkennen, haben wir schon den ersten Schritt getan zur Heimkehr, haben uns schon aufgelehnt gegen die Freundschaft mit der Sünde. Wenn es uns gewöhnlichen Sterblichen schon nicht gegönnt ist, ganz unberührt von Schuld und Sünde durchs Leben zu gehen, dann wollen wir wenigstens unsere Schuld noch spüren, uns noch wehren und uns mit gutem Willen sehnen nach dem reinen Gewissen. Wenn wir schon nicht schuldlos wie Christus vor dem Richter stehen können, dann wollen wir doch lieber dem reuigen Petrus gleichen als dem verstockten Judas.

Wir haben alle Schuld, dann wollen wir sie auch erkennen. Ob du gelogen hast, das weiß ich nicht; das wäre auch eine Schuld, aber nicht unsere tiefste. Ob du schon einen anderen betrogen hast oder ob du geflucht hast, weiß ich auch nicht. Das alles sind Bürden, aber noch nicht unsere tiefste Schuld. Selbst wenn du feige den Glauben verleugnest oder die Ehe gebrochen hast, das sind schwere Sünden, aber nicht die tiefste Schuld. Die Schuld, die uns alle drückt, auch die scheinbar so Braven und Selbstzufriedenen – die vielleicht am allermeisten –, ist die: Daß wir den

Vater im Himmel so wenig lieben, daß wir seinen Sohn, der unser Heiland ist, so wenig dankbar sind. Das ist unsere große Schuld. Diese Schuld ist oft ganz anders verteilt als die Menschen meinen. Da ist ein Mensch von der Sünde wie mit Ketten gefesselt. Eine ungeordnete Liebe, der Zwang der Sinnlichkeit, maßloser Haß oder was es sein mag. Er fällt tief und oft. Aber auch die Reue packt ihn immer wieder. Er leidet unter der Schuld. Immer wieder steht er auf, weil er Gott nicht verlieren will. Immer wieder bringt er das demütigende Bekenntnis seiner Schwäche fertig. Er staunt, daß Gott ihm noch immer verzeiht; und er klammert sich an Gott, um doch ja nicht von ihm zu lassen und zu verzweifeln. Den drückt auch die Schuld, daß er Gott den Vater nicht über alles liebt, daß er seinem Heiland nicht die Treue hält, aber er hat doch wenigstens viel Liebe, wenn auch noch nicht genug.

Da leben neben ihm Menschen, gut erzogen, gesund veranlagt, an stillen Posten. Sie sündigen nie schwer. Sie sagen eine kleine Lüge oder haben unandächtig gebetet; daß sie manches lieblose Wort gesagt haben, merken sie gar nicht. Nein, sie haben keine schwere Sünde getan. Aber vielleicht fehlt ihnen doch die Liebe, viel Liebe. Was könnten und müßten sie danken ohne Ende, daß sie so unbehelligt den Weg zu Gott gehen dürfen, daß ihnen die Not so mancher Brüder und Schwestern erspart geblieben ist. Sie denken nicht daran. Wie könnten und müßten sie Gott zur großen Sorge ihres Lebens machen, müßten sich um hohe Tugend bemühen, ihr Tagwerk heiligen. Sie denken nicht daran. Sie haben noch nie schwer gekämpft. Sie haben sich überhaupt noch nie angestrengt für Gott und noch nie das ganz Große versucht, Gott über alles zu lieben. Das ist ihre große Schuld. Zehn sogenannte Gerechte würde ich nicht gegen einen Menschen eintauschen wollen, der in seiner Jugend immer nur die Schattenseiten des Lebens kennen lernte, der immer nur im Elend der Menschheit stand, ungeliebt, unverstanden, ein Außenseiter der Gesellschaft und sich dann mit eigner Kraft – oder auch der Hilfe eines gottesfürchtigen Menschen – aus diesem unheilvollen Sog sich herauswindete, eine Familie gründete und seiner Familie ein gottesfürchtiges Leben vorlebte. Er kam aus dem Schmutz zur Reinheit, sie aber haben den Schmutz nie kennengelernt, höchstens durch Zeitungen oder Filme. Er hat den Kampf gewagt und gewonnen. Die anderen würden vielleicht daran zugrunde gehen oder ihn erst gar nicht wagen.

Als die öffentliche Sünderin Magdalena in ihrer Reue die höhnischen und giftigen Blicke der Leute nicht achtete und demütig zu Jesus Christus Füßen kniete, da hat der Herr erklärt: „Ihr wird viel vergeben, weil sie viel geliebt hat." Dem Pharisäer, der peinlich genau die Gebote beachtete, der gar nicht so schwer zu kämpfen braucht, weil er ja alles hatte zum Leben, der hoch geehrt war wegen dem Ansehen seiner Eltern oder seines tadellosen Wandels, wird ein Tadel erteilt vom Herrn, denn er hatte wenig Liebe. Ihm war sein guter Ruf, sein geordneter Haushalt das Wichtigste, nicht Gott. Wer viel liebt wird auch viel sündigen.

Wir haben das Evangelium von der Vatersorge Gottes und sorgen und zweifeln und verzweifeln so oft. Wir haben das Bild des Gekreuzigten vor uns und den Gekreuzigten selber unter uns und stöhnen und murren im Kreuze, als ob es unnütz und sinnlos wäre. Wir feierten das göttliche Geheimnis in unseren Kirchen, und jedes Vergnügen ist uns wichtiger. Wir wissen, daß wir Kinder des himmlischen Vaters sind und geben uns keine Mühe, vollkommen zu werden. Das ist unsere eigentliche, tiefe Schuld. Keiner weiß, ob er diese Schuld nicht mehr hat als sein sündiger Nachbar. Grund genug zu beten: „Vergib uns unsere Schuld."

Wohlgemerkt, es heißt nicht: Meine Schuld, sondern unsere Schuld, besonders unsere Schuld! Daß wir für alle ums tägliche Brot beten, das läßt sich noch hören. Aber um Verzeihung für „unsere" Schuld? Und doch hat der Herr es so angeordnet. Warum?

Es gibt keine Schuld, die nur meine Schuld oder nur Schuld des anderen wäre. Es ist eine jede Schuld auch immer ein wenig unsere Schuld. Dein Leichtsinn hat auch den anderen in seinem Leichtsinn bestärkt. Dein Jammern hat auch dem anderen etwas Vertrauen genommen. Dein Zorn nahm auch dem anderen etwas von seiner Liebe. Und deine stille, geheime Sünde hat das Gnadenmaß der Christenheit um einen Grad vermindert, so gut die Tugend der Heiligen unser aller Gnaden vermehrt hat. Daß wir unser Unrecht am Mitmenschen, den Seelenschaden, den wir angerichtet haben, wieder ein wenig ersetzen, deshalb sollen wir beten: „Vergib uns unsere Schuld", vergib die meine und die des anderen, die auch noch zum Teil auf mein Konto zu setzen ist. Wenn wir heute unsere Jugend nicht mehr verstehen und ihr Handeln nicht gutheißen können, müßten wir bei all ihrem Versagen die Schuld an allererster Stelle bei uns suchen. Denn irgendwo haben wir versagt, als es darum ging, für junge Leute Vorbild zu sein. Für sie nur einfach da zu sein, wenn sie rufen, wenn sie

Hilfe brauchen, wenn sie einsam sind, hilflos und verlassen. Wo waren wir, was haben wir für sie getan. Hören wir nicht dann immer wieder, „wir haben doch alles getan für sie, haben ihnen jeden Wunsch erfüllt.“ Hier liegt unser falsches Denken, wir haben ihnen nicht die Zeit geopfert, die nötig gewesen wäre, ihnen Halt und Sicherheit zu geben. Wir haben nie daran gedacht, ihnen erst zu vergeben.
Mit einer gewissen Vorsicht sagt Christus das Wort „vergib“ zuerst, spricht von der Vergebung, dann erst von der Schuld.
Was wir Menschen nie ganz sicher und genau sagen könnten, bei allem Vertrauen in Gottes Vatergüte, das hat Christus uns gesagt. Was wir Menschen nie verlangen oder fordern könnten, selbst bei der tiefsten Reue nicht, das hat Christus uns zugesagt: Es gibt eine Vergebung der Sünden und Verzeihung.

Wenn die Schuld des Sohnes oder Tochter einmal einen ganz großen Grad erreicht hat, dann mag es vorkommen, daß selbst gute Eltern sich einmal hinreißen lassen und sagen: „Komm mir nicht mehr unter die Augen.“ Vielleicht legt sich der Schmerz mit der Zeit, aber sie fühlen, sie könnten den Anblick des Undankbaren nicht mehr ertragen und alle Empörung würde noch einmal wach, darum sagen sie: „Komm mir nicht mehr unter die Augen.“ Es wird aber nie geschehen, so lange die Menschen über die Erde gehen, daß unser himmlischer Vater einem tiefgefallenen Menschen, einem mit schier unendlicher Schuld erklärt: „Komm mir nicht mehr unter die Augen.“ Im Gegenteil. Er hat allen ohne Unterschied zur Pflicht gemacht, mit ihren Sünden zu kommen und vertrauensvoll zu beten: „Vater vergib.“

Es öffnet sich eine Schau in das Wesen des unsichtbaren Gottes: Es hat noch kein Mensch die Summen aller Sünden zusammengezählt. Vielleicht ist es gut so. Es wäre entsetzlich. Es ahnt keiner, wieviel Schuld hoch aufgehäuft wird bis zum Ende der Zeiten – von Fremden, die den Vater nicht kennen, und von seinen eigenen Kindern, die ihn kennen müßten. Gott hat die Sünden der Vergangenheit gekannt und die Riesenschuld der Zukunft schon ermessen. Aber alle Schuld, die war und noch sein wird, zusammen war nicht so groß wie die verzeihende Liebe des Vaters. Sie kann überhaupt nicht so groß werden, daß Gott sie nicht mehr verzeihen könnte, wenn nur wir Menschen noch beten: „Vergib uns unsere Schuld.“

Und führe uns nicht in Versuchung

Die Heilige Schrift ist nicht nur Literatur, eine Kulturschöpfung der Menschen. Sie ist ein Geschenk Gottes. Das hindert nicht, daß Gott für dieses Geschenk sich menschlicher Schreiber bediente, die ihre Hand und ihr Herz zur Verfügung stellen mußten. Über diese Menschen sind einzelne Teile der Heiligen Schrift auch sprachlich so geworden, daß sie auch zur Weltliteratur gehören und an Schönheit den besten Meisterwerken nicht nachstehen. So ein Stück Offenbarung Gottes und zugleich Kunstwerk eines Dichters ist das Buch Job. Hier wurde das uralte Vorurteil der Menschen überwunden, als sei das Leid entweder eine üble Laune eines verärgerten Götzen oder die Strafe für einen schuldig gewordenen Menschen. Das Buch steht noch nicht einmal auf der Höhe des neuen Testamentes. Noch hat nicht das Kreuz auf Golgatha gestanden. Aber daß Leid etwas anderes sein kann als Strafe, das mußte Job, der Dulder, erleben. Für ihn wurde das Leid zur Prüfung, aus der er bewährt und geläutert hervorging.

Man könnte auch statt Prüfung Versuchung sagen. Zwischen dem, was unser Herr nach seinem vierzehntägigen Fasten in der Wüste erlebte, und dem Schicksal des Job ist insofern ein Unterschied, als die Gestalten verschieden sind: ein Mensch und der Gottmensch, einer der versagen konnte und einer, der nicht fallen konnte. Versuchung war beides.
Vor Menschen, die ihren Dulder Job kannten, sprach der Herr die Bitte vor: „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Unnötig zu sagen, daß Gott nicht in dem Sinn versucht, daß er den Sündenfall will. So versucht es der Satan. Dramatisch wird es im Buch Job geschildert, wie Satan sich erdreist vor dem Angesicht Gottes, wenn er freie Hand bekäme über Job, würde er ihn aufbringen gegen Gott. Und Gott gibt ihm freie Hand. Damit zeichnen beide verantwortlich für das Schicksal Job. Satan will seinen Fall, Gott will seine Bewährung.
Solche Erwägungen geben von vornherein unserer Vertrauensbitte einen erträglichen Sinn. Es kann sich nur um Zulassungen Gottes handeln, die dem Menschen nützen und ihn vorwärts bringen sollen, aber wegen der Schwäche des Menschen gleichzeitig eine Versuchung sind, die sich zum Bösen wenden kann.
Ein gewisses Dunkel bleibt, vor allem, wenn wir die Bitte von der Versuchung vergleichen mit dem Anfang des Jakobusbriefes:

„Erachtet es für lauter Freude, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Versuchung geratet. Wisset, daß die Prüfung eures Glaubens Geduld bewirkt; die Geduld aber soll ein Werk vollenden, damit ihr vollkommen werdet und untadelhaft und in keiner Beziehung versagt."

Gehen wir einmal vom Gegenteil aus, ein Mensch würde sich so sicher fühlen, daß er zu beten wagte: „Führe mich ruhig in Versuchung, das heißt mache die Probe mit mir." Das wäre ein erschreckendes Maß von Überheblichkeit. Daß keiner es wage und auch der Heiligste sich bewußt bleibe, daß er ein Mensch ist und ohne Gnade fallen muß, tut uns die Bitte not: „Führe uns nicht in Versuchung."

Prüfung muß sein, Versuchung kann Gnade sein – und doch: „Führe uns nicht in Versuchung." Vielleicht suchen wir die Lösung dort, wo die Heiligen Weisheit geholt haben: unter dem Kreuz.

Was haben wir Christen einen entsetzlichen Glauben. Wir lehren und halten fest für wahr, daß der Sohn Gottes in seiner Güte in Menschengestalt auf Erden weilt, und daß die Menschen, Menschen mit Fleisch und Blut, fühlende Menschen, in Verblendung und Haß sich am Gottesmenschen vergriffen und ihn am Kreuze hingerichtet haben. Ein so furchtbares Unglück, ein so schauderhaftes Unrecht, eine größere Roheit und Verblendung kann es wirklich nicht mehr geben. – Und was haben wir Christen einen schönen, trostreichen Glauben. Der Gekreuzigte hat das Gericht über sich ergehen lassen und sich den Händen der Sünder überliefert und sich annageln und von der Lanze durchbohren lassen, um Verzeihung aller Menschensünden, Ströme helfender Gnade, ewiges Leben und ewiges Glück uns allen zu verdienen und zu schenken. Eine größere Liebe hat noch niemand kennen gelernt. Mehr Güte kann keiner schenken, glücklicher kann keiner mehr machen als der verzeihende und begnadende Heiland uns macht und in der Ewigkeit uns noch machen will.

Was ist Gott der Vater doch ein unergründliches Geheimnis. Mußte er, der gütig war und uns Menschen verzeihen wollte, mußte er diesen blutigen Weg wählen, das Kreuz seines Sohnes? Mußte erst die Freveltat geschehen, vor der die Sonne sich verdunkelte, bevor alle Sünden vergeben werden? Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken.

Wir sollten uns nicht an das Kreuz gewöhnen. Wir sollten aufgeschreckt und aufgerüttelt und erschüttert werden durch das Kreuz. Nur wer erschauert, wie weit doch die Sünde der Menschen gehen

kann, nur wer erschüttert wird von so viel Liebe und Leid, wer stumm das Geheimnis Gottes anbetet, der versteht ein klein wenig vom Kreuz Jesu Christi. Wer vor dem Kreuz kniet, muß eigentlich sprachlos sein und nichts mehr zu sagen wissen.

Weil aber wir Menschen vor dem Kreuze selbst nichts mehr sagen können, deshalb versuchen wir es, fremde Worte zu sagen, die heiligen Worte, die Jesus uns vorgebetet hat. Das Vaterunser paßt auch noch zu Füßen des Kreuzes. Dort beten wir noch die letzten beiden Bitten: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel."

„Und führe uns nicht in Versuchung." Das ist ein schweres Wort. Gott versucht nicht den Menschen, wie es der Widersacher Gottes tut, der Teufel, der zur Sünde lockt und zur Sünde treibt. Aber Gott kann in seiner unerforschlichen Weisheit den Menschen Wege führen, auf denen dieser Mensch der Versuchung begegnet. Das kann ihm zum Untergang, zur Sünde werden. Gott will das nicht. Es kann ihm aber auch zum glorreichen Siege werden. Das hat Gott gewollt, wenn er den Menschen Wege führte, auf denen er der Versuchung begegnet.

Da steht im Evangelium, das uns die Kreuzigung Jesu erzählt, ein kleiner Satz, der leicht überhört wird. Es heißt: „Vorübergehende schüttelten den Kopf." Gottes weise und gütige Vorsehung hat diese Menschen zu jener Stunde über den Kreuzweg des Heilands nach Golgatha geführt, daß sie sehen durften, was wir immer nur lesen und hören, wie der Herr der Welt starb in büßender, sühnender Liebe für uns. Was hätte das eine Gnadenstunde werden können für die Menschen um das Kreuz Jesu Christi! Aber diese Menschen waren nicht fromm und gläubig genug. Sie dachten nicht daran und glaubten nicht, daß Gottes Wege manchmal unverständlich sind, daß wir Menschen nun einmal nicht alles Göttliche begreifen können. Und so wurden sie irre. Auch die Jesu Wundertaten gesehen hatten, die er geheilt und gespeist hatte, auch die seine Worte in den Predigten gehört hatten, auch die ihn einst begeistert zum König machen wollten, sie wurden irre, als sie ihn am Kreuze sahen in Not und Tod und Verachtung. Sie schüttelten ungläubig den Kopf. Was ihre große Gnadenstunde hätte sein können und sollen, das wurde ihnen zur großen Versuchung und zur Schuld.

Auf dem Golgatha bei Jerusalem steht längst kein Kreuz mehr. Dafür geht aber die Kirche Christi den Kreuzweg ihres Meisters. Sie wird verleugnet, verleumdet, gehaßt, am liebsten würde man

sie töten. Junge Menschen, die zu Hause ganz selbstverständlich in ihrem Glauben lebten, kommen hinaus, hören zum ersten Male den Spott der anderen, merkten zum ersten Mal, wieviel Mut dazu gehören kann, bei der verlachten, verleumdeten, verleugneten, gehaßten Kirche Christi zu stehen. Es sollte ihre große Gnadenstunde werden. Dort sollte ihr Glaube zum Heldentum reifen. Sie aber haben nicht genügend Frömmigkeit und Glaube, um still nachzudenken. Sie sehen nur die Kirche Christi gekreuzigt, schütteln den Kopf und zweifeln mit oder spotten mit oder verleugnen feige. Was ihre Gnadenstunde sein sollte, ist ihnen zur Versuchung und Schuld geworden. Daß sie doch gebetet hätten: „Führe uns nicht in Versuchung." Herr, gib mir so viel Erleuchtung, gib mir so viel Glaube, daß deine Gnadenführungen mir nicht zur Versuchung werden.

Christus wird nicht selbst mehr auf Golgahta getötet. Aber er tritt in dein Leben und fordert dich auf, seinen Leidensweg nachzugehen, weil der Kreuzweg ein heiliger Weg ist. Er hat dich in eine Zeit gestellt, in der wissende und hellsichtige Menschen viel Unrecht sehen müssen, fast so viel wie auf Golgatha. In eine Zeit hat er dich gestellt, in der so oft die Bosheit und die Gewalt und die Gemeinheit und die Lüge weiter kommen und triumphieren, fast wie auf Golgatha. In eine Zeit, in der Gott ohnmächtig zu sein scheint und scheinbar die Seinen nicht schützt, genau wie auf Golgatha.

Du sollst das alles mit ansehen und doch an Gott nicht irre werden, sollst weiter an die Liebe des ewigen Vaters, an seine Weisheit und Gerechtigkeit glauben. Du sollst selber sein Teil an dem Leid der Zeit spüren und zu tragen bekommen, vielleicht sogar als Lohn deines Betens und deiner Treue zur Kirche. Du hast mehr gebetet als andere, und dein Sohn, dein Mann kam nicht wieder. Du hast dich reiner gehalten als andere, und den du liebtest, der blieb draußen, oder du warst zu rein und zu fein, und keiner wurde aufmerksam. Du versuchtest ehrlich und offen zu sein und man glaubte es dir nicht, weil man sich nicht irren möchte – man sah dich doch vorher schon als Kriminellen. Man will nicht zugeben, daß man sich geirrt hat. Wie würde man dann vor seinen Freunden und Nachbarn dastehen. All dies mußt du über dich ergehen lassen, und Gott hat das alles über dich kommen lassen, die schwere Zeit mit ihren Rätseln, dein eigenes Leid mit seiner bedrückenden Schwere, daß du tief geläutert werdest, daß deine Gottesliebe ganz selbstlos werde, daß dein Glaube un-

überwindlich stark werde, daß die Gnade in deiner Seele sehr reich werde, zu deiner ewigen Vollendung.

Es sollte deine große Lebensaufgabe und Lebensgnade sein. Aber vielleicht bist du nicht besonders fromm genug, um dies zu merken, glaubst nicht ernst genug, um immer den Finger Gottes zu spüren. Dann wird die Gnade, die Gottesaufgabe, dir zur Versuchung und vielleicht zur Schuld. Du schüttelst das Haupt, du fängst an zu murren wider Gott, du klagst Gott an: das Beten habe keinen Wert und die Guten seien die Dummen, die Reinen seien die Reingefallenen und die Aufrichtigen kämen zu nichts. Wir sehen nur den weltlichen und äußeren Glanz der Menschen, jedoch wir kennen nicht den Willen Gottes. Daß du doch oft beten würdest: Herr, führe mich nicht in Versuchung, hilf, daß deine väterlichen Absichten an mir sich erfüllen, daß all die Wege, die du mich führst, mir zum Heile seien, daß ich dem Leid der Zeit und meines Lebens gewachsen sei. Ja, Herr, so stark mach mich oder erspare es mir, aber führe mich nicht in Versuchung."

Der Vater, der uns Menschenkinder kennt in all unserer Gebrechlichkeit, hat uns beten gelehrt: „Führe uns nicht in Versuchung." Weise Selbsterkenntnis und bescheidene Demut müssen uns immer wieder diese Bitte auf die Lippen legen. Hat doch sogar der Herr selbst gebetet: „Wenn es möglich ist, erspare es mir, Vater – wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch vorüber." Aber er sollte die ganze schwere Aufgabe vollenden. Und es kann in den unerforschlichen Absichten, in liebevollen Absichten des Vaters liegen, daß er trotz unserer Bitte uns die Versuchung nicht erspart, daß wir durch die Nacht der Verzweiflung und Versuchung und der Angst gehen müssen. Wenn der Vater das von uns haben will, dann bitten wir ihn wenigstens, daß das Äußerste nicht geschehe, nämlich daß wir in der Versuchung unterliegen und sie uns zum Falle, zur schweren Sünde, gar zur unwiderruflichen letzten Sünde werde. Dann beten wir: „Erlöse uns von dem Übel."

Wenn dich noch nie die Sehnsucht gepackt hat von der Sünde loszukommen und vor weiterem Fall bewahrt zu sein, dann muß sie dich jetzt packen im Angesicht des Kreuzes. Wenn du noch nie ganz andächtig in Gedanken an das wirkliche Übel, an die schwere Sünde, gebetet hast: „Erlöse uns von dem Übel", mich und alle sündigen Menschen, den gefallenen Bruder, die versuchte Schwester, dann mußt du es heute tun, im Andenken an Jesu Kreuz und Leid. Dazu hat der Vater seinen Sohn in den Tod gehen lassen, daß er die Sünden von uns nehme und uns vor weiterem Fall be-

wahre. Dafür hat dein Heiland jene bitteren Stunden durchgemacht, daß er dich von der Sünde erlöse. Wenn wir den unerbittlichen Willen des Vaters nicht ganz verstehen können, wenn uns die Erlöserliebe und das Erlöserleiden Christi immer ein Rätsel bleiben, dann doch nur deshalb, weil wir das schauerliche Geheimnis der Sünde nicht ganz verstehen, nicht verstehen, wie teuer die Erlösung ist, um die wir Menschen im Vaterunser bitten sollen.

Gehe in die Schule des Kreuzes und lerne beten: „Erlöse uns von dem Übel." Es will oft das Leid den Menschen so drücken, daß er meint, es sei das Schlimmste, was ihm begegnen könne. Nimm ein Kreuz zur Hand und überlege: Ganz schlimm ist nur die Sünde. Und dann bete wieder: „Erlöse uns von dem Übel", und du wirst sehen, wie die andern Nöte leichter werden vor diesem großen Anliegen, für das dein Heiland in den Tod ging.

Geh in die Schule des Kreuzes und lerne aufrichtig beten: „Erlöse uns von dem Übel der Sünde." Die Versuchung spiegelt dir vor, die Sünde sei eine Kleinigkeit; das Leben stumpft dich ab. Man muß an so vieles denken und um so vieles sich kümmern, wer kann sich da noch gewissenhaft vor der Sünde hüten. Und doch hat Christus am Kreuze brennend gewünscht, dich vor der Sünde zu bewahren.

Bete aufrichtig: „Erlöse uns von dem Übel", dann wirst du vorsichtiger wandeln, dann wirst du schon keine leichtsinnige Liebschaft anknüpfen, dann wirst du nicht sorglos an gefährlichen Reden dich beteiligen. Dich hat die letzte Bitte des Vaterunsers aufgeschreckt.

Selbst in der anderen Welt – auch das sei hier gesagt – gibt es nur deshalb eine Verdammnis, da der unbußfertige Sterbende sofort verhärtet und Gottes Liebe drüben nicht mehr haben will, aber nicht, weil Gottes Liebe nicht mehr ausreichte.

Wer die Vaterunser-Bitte von der Schuld lästert, leistet keinen guten Dienst, selbst wenn er uns über die Schuld hinwegtäuscht. Er nimmt uns zugleich die Tröstlichste aller Gewißheiten: daß Gottes verzeihende Vaterliebe ohne Grenzen ist. Viele Nervenzusammenbrüche brauchten nicht mehr zu sein, viele unbeherrschte Wutausbrüche in der Familie, in Freundeskreisen, Supermärkten oder sonstwo wären gegenstandslos, wenn andächtiger gebetet würde: „Vergib uns unsere Schuld." Viel Verzweiflung in schwerer Versuchung, viele Gewohnheitssünden würden geheilt, wenn vertrauensvoller gebetet würde: „Vergib uns unsere Schuld."

Wir könnten jeden Tag so viel froher abschließen, auch die bewegten Tage, an denen nichts wirklich gelungen ist und wir oft aus den Fugen geraten sind, wenn wir von der Erlaubnis Gebrauch machen wollten und Abend für Abend auch die Versager und die Schuld des Tages in Gottes barmherzige Hände legten mit dem kleinen Wörtchen: „Vergib uns unsere Schuld."

Es wäre eine kleine Besinnung, die uns bescheiden hielte und aufmerksam, daß auch das beste Tageswerk nicht vollkommen ist, daß wir nicht alles geleistet haben, was wir konnten, es wäre vor allem eine große Beruhigung: Wir haben auch die Schuld des Tages in die Hände des Vaters gelegt und damit ist es gut. Es könnte unser Christenleben so viel froher und so viel zuversichtlicher und so viel heiliger werden, wenn wir die Schuld eines Tages nie mitnehmen wollten in den anderen Tag; wenn wir Abend für Abend in liebendem Vertrauen zum Vater sagten: Vergibt uns unsere Schuld."

Geh in die Schule des Kreuzes und lerne vertrauensvoll beten: „Erlöse uns von dem Übel." Vielleicht hast du oft versucht, die Ketten sündiger Gewohnheiten zu sprengen; es will nicht gelingen. Der ewige Vater, der uns zu beten auftrug: „Erlöse uns", der wußte, daß solche Fesseln seine Kinder drücken können. Auch wenn du dich lange nicht mehr gewehrt hast, selbst wenn du oft rückfällig geworden bist und wenig Mut mehr spürst, du darfst immer noch vertrauensvoll beten: „Erlöse uns, Vater, erlöse uns um des Gekreuzigten willen."